

Mutters Land und Vaters Sprache

Novelle

Harry Waibel

Die Geschichte meiner Familie väterlicherseits beginnt in Süd-Baden, im Landkreis Überlingen am Bodensee und zieht sich hin bis in den Westen, an den Rhein bei Weil. Hier in Billafingen war mein Ur-Ur-Grossvater Friedolin Benedikt Kaiser Landwirt und 1849 für kurze Zeit revolutionärer Bürgermeister, wo er durch kirchenfeindliche aber pragmatische Ideen auffiel. Sein Sohn Heinrich Leonhard Kaiser, kontrollierte nach dem verlorenen I. Weltkrieg im westlichen Weiler Ortsteil Friedlingen als Aufseher die Grenze zum nun französischen gewordenen Ort Huningue sowie zum Basler Stadtteil Kleinhüningen. Er wohnte direkt am Ufer in einem Haus zusammen mit seiner Ehefrau Elisabeth, einer geborenen Graf aus Trillfingen in Württemberg und ihren sechs Kindern. Durch seinen Dienst als Zollaufseher war er während seiner Laufbahn in mehreren Grenzorten vom Bodensee bis eben am Rhein in Weil, wo meine Ur-Großeltern auch beerdigt wurden. Ihr Ältester, mein Großvater, war Josef Heinrich Kaiser der 1883 in Wollmatingen am Bodensee geboren wurde. Nach einer Lehre zum Bäcker und Konditor fand er in Schönau im Schwarzwald eine Anstellung und lernte dort Maria Steiger kennen, die Tochter eines Gastwirtes und Bierbrauers, die 1888 dort geboren wurde. Die beiden heirateten und bezogen zuerst in Inzlingen am Rhein eine Wohnung, wo 1910 Martha Maria als erste von vier Kindern zur Welt kam. Zu jener Zeit arbeitete Josef Heinrich als Fabrikarbeiter. Vier Jahre später, im Monat März, zogen sie in die Schweiz, nach Riehen im Kanton Basel-Stadt, wo sie eine Zwei-Zimmer-Wohnung mit Außentoilette im zweiten Stock an der Lörracher Straße bezogen, nur wenige Meter entfernt von der Grenze zu Deutschland, genau an der Grenze zur Stadt Lörrach. Dieser Umzug geschah in dem Augenblick als Marie Kaiser mit einem weiteren Kind schwanger war: Joseph. Sein Bruder Karl war bereits ein Jahr zuvor ebenfalls in Inzlingen geboren worden. Joseph war das Dritte von vier Geschwistern. Seine Geburt war am 14. Juli und er wurde auf den Namen Joseph Heinrich getauft. Er sollte mein Vater werden. Großvater hatte mit 5.000 Goldmark, es war die Aussteuer meiner Großmutter, erst eine Bäckerei in Basel und dann später einen Coiffeurladen in Birsfelden betrieben. Er lebte bis zu seinem Tod in dem schmalen Mehrparteienwohnhaus. Er trank gerne Bier und Schnaps und wenn er

betrunken arbeitete, konnte es passieren, dass er Kunden beim Rasieren verletzte. Meistens saß er in der Küche auf einem kleinen Hocker, eingeklemmt zwischen Küchenschrank und Küchentisch. Er war nicht sehr lang und hatte ein rundliches und sympathisches Gesicht mit großen Augen. Er war ein vielseitig begabter Mann und er konnte nicht nur Brot und Torten backen, sondern auch Haare schneiden, Geige spielen und Uhren reparieren. Für seine Kinder war dies der Ausdruck seines Genies und seiner Intelligenz zugleich. Großvater war beeinflusst von der kleinbürgerlichen Atmosphäre einer unteren Beamtenfamilie. Während ihrer Lebenszeit erlebten meine Großeltern das wilhelminische Kaiserreich und seinen Zusammenbruch, den 1. und den 2. Weltkrieg, die Weimarer Republik und ihren Zusammenbruch, den Hitlerfaschismus und seinen Zusammenbruch sowie die Aufbauphase bis in die 1950er Jahre. Daher wundert es mich überhaupt nicht, dass sie sich, trotz aller existentiellen Nöte, in der Schweiz geborgen fühlten. Das Mobiliar des großelterlichen Wohnzimmers bestand aus der hohen Standuhr, dem Sofa, einem Tisch und Stühlen, der Anrichte und wunderbar weißen Vorhänge. Alles zeugte von einer kleinbürgerlichen Atmosphäre, alles sauber und aufgeräumt, daß versteht sich von selbst. Bei der Riehener Oma gab es süße Stücke aus dem Confiserie Laden im Erdgeschoß und ich genoß die wenigen Stunden im großmütterlichen Wohnzimmers. Selten genug konnte ich dabei sein und die melancholische Herzlichkeit meiner Oma erfahren. Dazu wurde ich frisch gewaschen und gescheitelt, und ich trug einen Anzug mit kurzen Hosen, in dem ich mich unwohl fühlte. Wenn ich dazu noch die braune Schildmütze, sie passte farblich zum Anzug, aufsetzen musste, kam ich mir völlig bescheuert, weil uniformiert vor. Großmutter war eine freundliche und warmherzige Frau mit einem riesengroßen Busen, an den ich mich nicht anlehnen durfte. Ihre Sprache war eine melodiose Mischung aus dem Südschwarzwälder Dialekt und dem Baslerischen. Die ganze Familie war von ihr in dieser Weise beeinflusst worden. Nicht zuletzt der relativ ungesicherte Status einer Gastarbeiterfamilie tat sein nötiges dazu, um diesen baslerischen Ausdruck betont in der Sprache zu finden und zu bewahren. Der Blick aus ihrem Wohnzimmerfenster ging vorne auf die Straße mit den Tramschienen der Linie 6, *de Säggser*, die bis zum heutigen Tag, durch den gesamten Kanton Basel-Stadt hindurch, das Wiesental mit

dem Elsaß verbindet. Vom Küchenfenster aus ging der Blick auf die Schrebergärten - aus einem ragte ein langer Fahnenmast an dem Sonn- und Feiertags die Schweizer Nationalflagge hing. Schließlich gab es dann noch das Schlafzimmer. nach hinten raus, in das ich nur einmal kurz geblickt habe. Die Toilette war eine halbe Treppe tiefer im Flur. Ich konnte mir kaum vorstellen, wie in dieser winzig kleinen Wohnung meine Großeltern und ihre vier Kinder hatten leben können. Doch Karl und Josef waren in einem Mansardenzimmer untergebracht und Marthas Bett stand im elterlichen Schlafzimmer. Als Gertrud, die jüngste der vier Geschwister Kaiser, zur Welt kam, waren ihre drei Geschwister bereits aus dem Haus. Großvater war nie Soldat, was für einen Mann seiner Generation außergewöhnlich war und ihm wurde nachgesagt, er hätte wenig Sinn für die Familie. Doch erstaunlicher Weise hat er bei allen seinen Kindern ein hervorragendes Gedenken hinterlassen und bei Familienfesten wurde er verehrt und über alle Maßen gelobt. Er starb 1954 und wurde auf dem Hörnli-Friedhof in Riehen, unmittelbar an der Grenze zu Inzlingen beerdigt. Auf dieser Beerdigung hat dann meine Familie die eigene Armut und Benachteiligung vorgeführt bekommen und alle schwiegen darüber, ihr ganzes Leben lang. Es wirkte wie ein Schock, als uns im Angesicht des Toten die sozialen Unterschiede innerhalb der Familie bewusst gemacht wurden. Wir sahen wie arm wir und unsere Familie durchkommen mußten und wir schluckten den Brocken trocken herunter. Nach vielen Jahren sahen wir die Geschwister von Großvater zum ersten Mal. Onkel und Tanten kamen in schwarzen Limousinen angefahren und der verarmte Teil der Familie mokierte sich über den sichtbaren Reichtum. Selbst war man durch ungeschickte finanzielle Manöver und durch eigene Unfähigkeit bereits seit der Jugend der Armut verbunden und nichts schmerzt einen Armen mehr, als wenn man ihm vorführt wie deutlich sichtbar der Unterschied zwischen Reichen und Armen tatsächlich ist. Mein Vater war der Meinung das Großvater der Intelligenteste seiner Geschwister war, jedoch mit seinen Talenten nichts hätte anfangen können. Das hätte ihm sein Onkel Hermann bei der Beerdigung mit auf den Weg gegeben. Er sah und begriff nicht, dass diese Bemerkung zwar einen schönen Klang hatte, wenn sie auch zynisch angelegt sein sollte. Für meinen Vater erschloß sich jedoch aus diesem Spruch zwingend, dass sein Vater

ein Genie gewesen sein musste. Nach Meinung meiner Mutter jedoch war Ätti, so nannten ihn alle, autoritär, geizig und gefühllos. Er soll über die Probleme seiner Frau und Kinder hinweg gegangen sein und er soll sich an Kneipenbesüfnissen erfreut haben. Mein Vater erbte von ihm einen komfortablen Füllfederhalter, eine Uhrmacherlupe und mehrere Schraubenzieher für Reparaturen an Uhren. Ich hatte mich mit der Briefmarkensammlung von Großvater zu begnügen, die mir mein Vater großzügiger Weise überlassen hatte.

„Die wertvollen Marken sind bereits entfernt“, kommentierte Mutter resigniert und setzte wehmütig nach, „Außerdem erbt man so wie so nie was gescheites“. C' est la vie.

Bis zu dieser Beerdigung war ich in meinen sozialen und familiären Klassenerfahrungen bereits so weit fortgeschritten, dass meine Schmerzen über solche Mißhandlungen nicht lange anhielten. Schon seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, dass ich im Ort zu einer der armen Familien gehörte. Bei den Reaktionen auf den toten Großvater und seinen Nachlaß sah ich tiefer in die Seelen meiner Familie als je zuvor und danach. Ohne zu verstehen, sah ich in Abgründe und ich sah dort Verrat und Betrug, Ängste und Aggressionen, Verdrängung und Mißbrauch, all das was unsere kleine bürgerliche Welt mit sich brachte, nicht nur am offenen Grab. Großmutter wurde einige wenige Jahre später ins Alten- und Siechenheim Riehen eingeliefert, wo sie nach einem kurzen Aufenthalt auch verstarb. Mein Vater weinte bittere Tränen als sie neben ihrem Mann beerdigt wurde. Theresia blieb distanziert, auch beim Tod ihrer Schwiegermutter.

*

Die fünf Geschwister meines Großvaters haben alle unterschiedliche Geburtsorte und aus denen ist zu ersehen, welche soziale Unruhe meine Familie beherrscht hat. Mit der Ausnahme von Hermann Basilius, er ist in Trillfingen, dem schwäbischen Heimatort seiner Mutter geboren, sind alle Kinder meines Ur-Großvaters entlang der deutschen Grenze zur Schweiz geboren. Bis auf einen, lebten dann später alle Ge-

schwister in der Schweiz. Nur der Jüngste, Heinrich Leonhard, er hatte die Vornamen seines Vaters bekommen, lebte zeitlebens in Deutschland. Er war kaufmännischer Direktor in einem Unternehmen der chemischen Industrie in Oberhausen. Dort hatte ihn mein Vater nach dem Krieg besucht, als er auf Geschäftsreise war und er war zurück gekommen mit Einblicken in eine Welt, die er sonst nur aus weiter Ferne erkennen konnte. Heinrich Leonhard wohnte später mit seiner Ehefrau Elfriede in Lörrach in einem hübschen Haus, wo wir sie an einem Sonntag Nachmittag besuchten. Ich trug wieder den braun-beigen Anzug mit den kurzen Hosen und der braunen Schildmütze wie sie von ehemaligen Soldaten oder Angehörigen der Reichs- bzw. Bundesbahn getragen wurden. In diesem Anzug fühlte ich mich wie ein kostümierter Affe, war aber doch neugierig darauf die Verwandten zu sehen. Als wir das Haus betraten sagte ich zu Heinrich Leonhard, als hätte ich es zu Hause eingeübt „Guten Tag Herr Kaiser“.

Milde lächelnd legte der Großonkel seine weiche Hand auf meinen Kopf und sagte in freundlichem Ton: „Aber wir sind doch verwandt, sag Onkel zu mir“.

Daraufhin sprach ich ihn überhaupt nicht mehr an, sondern zog es vor, ruhig vor einer Bluna zu sitzen und den Mund geschlossen zu halten. Nach wenigen Stunden war das Familientreffen beendet und wir zogen bei herrlichem Sommerwetter wieder ab nach Weil. Das war das letzte Mal, dass wir die beiden sahen. Später fand ich bei meinen Studien über den deutschen Faschismus seinen Namen in den Prozeßakten. In den Unterlagen waren die Beteiligungen des Vorstands der IG-Farben am II. Weltkrieg und an der Versklavung von Häftlingen aus den Konzentrationslagern aufgedeckt und belegt worden. Heinrich Leonhard war Mitglied des von Hermann Schmitz und Hermann Krauch dominierten Vorstands des IG-Farben Konzerns und er besaß während der Herrschaft der NSDAP in Shanghai eine Vertriebsfirma für chemische Produkte. Wegen seiner Krankheit kam es gegen ihn nicht zur Anklageerhebung in Nürnberg. Heinrich und Elfriede lebten dort von 1960 bis 1966 und zogen dann nach Erlangen zu ihren Kindern, wo der Sohn an der medizinischen Fakultät der Universität Erlangen als Mediziner beschäftigt war.

Der nächste Besuch galt Hermann Basilius. Wir hatten unseren Sommerurlaub wie üblich in den Berner Alpen verbracht und auf dem Rückweg fuhren wir über La-

Chaux-de-Fonds. Der Zweitälteste der Geschwister von Großvater hatte sich dort niedergelassen und in der Hotellerie Karriere gemacht, in dem er sich vom Oberkellner bis zum Hotelier hochgearbeitet hatte. Mein Vater ging also zur Rezeption des Hotels und fragte nach seinem Onkel. Man teilte ihm mit, dass er bereits verstorben sei. So zogen wir unverrichteter Dinge wieder ab. Später stellte sich heraus, das Hermann Basilius zwei Söhne hatte, Robert Hermann und Rodolphe Henri. Rodolphe Henri hatte ebenfalls zwei Söhne: Michel der in Neuchatel zu Hause ist, hat eine Tochter Sarah und einen Sohn Christian. Der zweite Sohn von Rodolphe Henri ist Pierre-Alain, der in Bern lebt.

Ein weiterer Bruder meines Großvaters war Othomar, der als Soldat im I. Weltkrieg, als 33-Jähriger, im Februar 1918 in Frankreich getötet wurde und auf einem Soldatenfriedhof bestattet ist. Er war der Patenonkel meines Vaters und er berichtete, Othomar sei schwerhörig gewesen, konnte demzufolge die Warnungen nicht hören und fand deshalb den Tod.

Tante Elisabeth, eine der zwei Schwestern meines Großvaters, heiratete später im Basler Stadtteil Kleinhüningen den Malermeister Otto Klein und lebte in ordentlichem Wohlstand. Aus ihrer Ehe hatte Elisabeth neben dem Sohn Otto noch zwei Kinder, Fredy und Blanche. Otto, blieb nach einer frühen Scheidung bis ins hohe Alter ohne standesgemäße Ehe und daher ohne intensive Familienanbindung. Das störte ihn nicht weiter, er hatte in Claire Klauber, einer geborenen Baslerin, eine liebevolle und kluge Partnerin fürs Leben getroffen, die seine Ambitionen als Kunstmaler förderte. Onkel Otto musste jedoch zuerst in den elterlichen Betrieb eintreten und konnte sich erst später als Künstler durchsetzen. Nach seiner Ausbildung an der Basler Kunstgewerbeschule reüssierte er als Kunstmaler in Basel. In einem der Restaurants des SBB-Bahnhofes in Basel ist ein großflächiges Bild von ihm ausgestellt. Er hatte als Sujet Motive der Basler Fasnacht aufgenommen und in leicht ironischer Weise wieder gegeben. Viele Jahre später sah ich ihn zum ersten Mal, als er mich in seinem Atelier am Rhein empfing. Er hatte von der Stadt Basel ein Atelier gemietet, wo er mir seine Bilder zeigte. Ein Gemälde durfte ich mir aussuchen und ich wählte eine

Collage, mit dem Titel: *Mauern*. Er war Künstler, ein Maler und Pazifist, was ihm einen Eintrag in die Akten der Schweizer Geheimpolizei einbrachte.

Tante Helena Haff lebte ebenfalls in der Schweiz, in Oftringen im Kanton Aargau und sie war die Gótte von Tante Gertrud.

Sie war die jüngste der Geschwister meines Vaters und sie heiratete den Schweizer Hans Egger, blieb in Riehen und brachte zwei Kinder, Sylvia und Markus zur Welt. Ihre ältere Schwester, Tante Martha, heiratete in Weil Wilhelm Miller. Bis zu ihrer Hochzeit hatte sie bei ihrem Vater in Birsfelden am Rhein gearbeitet. Später arbeitete sie als Haushaltskraft in Riehen und Basel bei reichen Familien. Onkel Wilhelm, den alle Willi riefen, war ebenfalls Soldat der Wehrmacht und er arbeitete nach dem Krieg in einer Werkstatt in Alt-Weil in der Fahrräder repariert wurden. Später war er Betriebs-Fahrer der Lonzo GmbH. Sie haben eine Tochter Heidi, die mit Werner Fischer, einem Zöllnersohn verheiratet ist. Aus dieser Verbindung sind drei Kinder entstanden: Elke, Dirk und Sandra, die alle in der Schweiz wohnen, Sandra sogar unmittelbar neben der ehemaligen Wohnung meiner Großeltern in Riehen. Der ein Jahr ältere Bruder meines Vaters, Onkel Karl, schloß seine erste Ehe in Basel mit der Engländerin Johanna Ritt und aus dieser Verbindung stammt meine älteste Cousine Sonja. Seine zweite Eheschließung in Weil hatte er mit Anna Uldin, die aus erster Ehe eine Tochter hatte, Marlies. Später kam dann noch ihre gemeinsame Tochter Christa zur Welt. Sie bewohnten eine kleine Wohnung in einer Weiler Mietskaserne, mit Blick auf Riehen und Basel. Karl war nach seiner Rückkehr aus dem Krieg als Polier auf Baustellen in Basel tätig und sehr, sehr oft, wenn er aus der Schweiz von der Arbeit kam, bog er bei der ersten Kneipe in Deutschland rechts ab und soff dort erheblich und regelmäßig. Sein Hang zum Alkohol war sehr beträchtlich, und er starb kurz nach dem er sein Pensionsalter erreicht hatte. Alle vier Kaisers hatten Volksschulbildung und blieben ihr gesamtes Leben ohne abgeschlossene Berufsausbildung. Joseph, mein Vater, war als deutscher Staatsbürger in Riehen bei Basel geboren worden und er verbrachte dort seine Kindheit und Jugend, ging dort zur Schule und feierte in Riehen seine erste Kommunion bei Pfarrer Dr. Wenzel und wurde später einer seiner Ministranten. Joseph war ohne jede berufliche Ausbildung geblieben und

schlug sich in seiner Jugend als Schildermaler, Reisender und Eintänzer durch Basel, Luzern und Bern und wieder zurück. Seine Kindheit war geprägt durch eine lieblose, ja despotische Umgebung, von Armut und den ererbten Gefühlen nicht dazu zu gehören. Auch in der Schweiz hatten viele ein feinsinniges Gespür für die Ortung von Nichtschweizern, und meine Vorfahren standen dieser vielfältigen Abwehr hilflos gegenüber. Nach der Sekundarschule fand Joseph keine Lehrstelle und schlug sich als Hilfsarbeiter durchs junge Leben. Im Mai 1935 machte er sich auf den Weg ins nahe Württemberg, wo er sich, einen Monat nach seiner Basler Anmeldung, in Sigmaringen einen *Heimatschein für den Aufenthalt im Ausland*, ausstellen ließ. Sigmaringen gehörte damals zu Preußen und damit zum Deutschen Reich und so war mein Vater auf dem Papier ein schwäbischer Preuße. Für diese Entscheidung zum ersten Schritt in die deutsche Hemisphäre hasste er sich später so intensiv er nur konnte. Es war ein rein formaler, bürokratischer Vorgang und er ließ vorerst noch die Deutschen Deutsche sein und blieb in der Schweiz. Seine erste Station war die Hammerstrasse in der Stadt Basel, wo er im selben Jahr eine Bewilligung zur Niederlassung erhalten hatte. Ein Jahr später, im September 1936, zog er in Luzern in die Hertensteinstrasse und Ende 1939 kam er über Bern wieder nach Basel zurück, wo er im darauffolgenden Januar erneut die Bewilligung der Niederlassung erhielt. Den Behörden gab er immer wieder an, er sei von Beruf „Reisender mit Zeitschriften“ oder „Hilfsarbeiter“, ein Schicksal das ihm sein ganzes Leben anhaften sollte. Trotz dieser schlichten Wahrheit über seine Unterprivilegierung war er nicht bereit davon abzurücken, die Welt aus seiner, einer höheren und damit anderen Perspektive zu sehen.

„Ich bin schließlich auch jemand, ich bin ich“, behauptete er gerne und er wollte „Leben und leben lassen“.

Das sprach er immer wieder aus und ebenso die philosophisch anmutende Erklärung, dass es in Wirklichkeit auf „Mehr Sein als Schein“ ankäme. Das sagte er mit einem leichten ironischen Zungenschlag, so das ich nie wissen konnte, meinte er es jetzt ernst oder nicht.

Gefühle des Ausgestoßenseins, der Angst und der Unsicherheit beherrschten ihn, aber dennoch war er voller Enthusiasmus, wollte lachen, schöne Dinge erleben, geliebt

werden und er wollte auf gar keinen Fall einer stumpfsinnigen Tätigkeit nachgehen. In Wahrheit verdingte er sich in Hotels als sogenannter Eintänzer, wo er dafür zu sorgen hatte, dass die weiblichen Hotelgäste einen Tanzpartner hatten. Neben seiner Begeisterung für Fußball, Radrennen und Boxen war er ein großer Fan von komischen Filmen. Schauspieler wie Charles Chaplin, Stan Laurel und Oliver Hardy und Pat und Patachon waren seine großen Helden. Besonders die Kunst von Buster Keaton, dem Mann der niemals lachte, hatte es ihm angetan. In der Schweiz war und ist es üblich Filme unsynchronisiert, aber mit Untertiteln, zu zeigen.

Mit seinem Vater konnte er so gut wie nicht sprechen, der zeigte sich mürrisch und unzugänglich und er bevorzugte Martha oder Gertrud. Da blieb für ihn und seinen Bruder Karl nicht viel Raum. Das Zuhause war eng und kantig gestaltet in kleinbürgerlichen Ansprüchen, die nie erfüllt werden konnten. Mit Roberto und Verena, den Kindern aus der benachbarten italienischen Familie Righetti, teilten die Geschwister Kaiser ihre Freizeit und erfuhren so auch die Vorzüge der italienischen Küche: *Spaghetti*, *Minestrone*, *risi bisi* und *salami* gehörten seit dem zu seinen bevorzugten Speisen. Ganz stolz war mein Vater auch darauf, dass er auf Fünf zählen konnte: *uno*, *due*, *tre*, *quattro*, *cinque*. Katholisch waren die Kaisers, und obwohl die Großeltern keinen großen Wert darauf legten, so war doch der katholische Religionsunterricht eine wichtige Instanz, in einer weitgehend protestantischen Umgebung. Seine Interessen waren auf das Fußballspiel, auf den FC Riehen bei dem er selbst spielte, den FC Basel, den er seit seiner Kindheit verehrte sowie auf die Old Boys Basel und Concordia Basel konzentriert. Hier lernte er ebenfalls englische Wörter, die er sein Leben lang benutzte. Er sprach vom *goalie*, vom *corner*, vom *half* oder vom *penalty*. Ich musste die Englische Sprache erlernen, um meinen Vater verstehen zu können. Dass war sicherlich eine Motivation um später in der Schule Englisch lernen zu wollen und zu können. Ich hatte hier eine Stütze und eine Orientierung gefunden die mich eine Zeit geleitet hat.

Der große Bruch im Leben meines Vaters kam im Jahre 1941, als er die sicheren und soliden Verhältnisse der Schweiz verließ und, ebenso wie es sein Bruder Karl und seine Schwester Martha vor ihm getan hatten, ins Deutsche Reich einwanderte. Als

Volksdeutscher war das kein großes Problem, zumal er sich bereits als Reichsdeutscher hatte registrieren lassen. Er reiste nach Berlin und meldete sich als Soldat des Heeres bei der Wehrmacht Hitlers. Nach einer Infanterie-Ausbildung in Eberswalde, nordöstlich von Berlin, marschierte er als Wehrmachtssoldat bis in den Kaukasus und wieder zurück nach Berlin. Shitomir, Kiew, Orel, Brjansk, der Kaukasus und Berlin-Staaken waren seine Kriegsstationen. Abgesehen von einem kurzen Aufenthalt als Ausbilder in Dänemark, blieb er Teilnehmer des Weltkrieges an der Ostfront. Bei den Kämpfen um die Reichshauptstadt wurde er angeschossen und geriet für kurze Zeit in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Von dort freigelassen reiste er in mehreren Tagen zurück nach Südbaden zu seiner Theresia, die er 1943 geheiratet hatte. Sein Kopf war kahlrasiert und er zog sein linkes Bein nach, als Folge einer Schussverletzung im Häuserkampf um das zerstörte Berlin und ging deshalb an Krücken. Diese Verletzung hatte er nie ordentlich medizinisch versorgen lassen und so zog er sein restliches Leben das kürzere Bein nach. Er behielt dieses Gebrechen, so als wollte er immer schmerzlich daran erinnert werden, dass er sich mehr oder weniger unbedacht und ohne Not Hitlers Deutschland angeschlossen hatte. Der Krieg und seine Grausamkeiten blieben sein ganzes Leben ein fürchterliches Trauma das er mit sich schlepte bis in den Tod. Er hat Grausamkeiten gesehen die seinen Glauben an das Gute im Menschen zerstört haben und er behauptete immer wieder, dass er seit den Kriegserlebnissen nur noch das glauben könne, was er mit seinen Augen sehe. Er sah wie einem Kameraden an der Front, er stand unmittelbar neben ihm, von einem russischen Scharfschützen der Kopf weg geschossen wurde. Ein anderes Mal wurde er von einem Vorgesetzten aufgefordert einen Mann zu töten, der unter einem Stapel von Leichen lag und noch stöhnte. Er legte in seinem Bericht Wert darauf zu sagen, dass er diesen Befehl abgelehnt hatte und das er die Verweigerung dieses Befehls folgenlos überstanden hat.

„Schlimm waren die Partisanenkämpfe“, erzählte er einmal und machte dazu ein bedeutendes Gesicht.

Wie die meisten meiner Generation wußte auch ich nicht, dass sich hinter dem Begriff „Partisanenkampf“ die Vernichtung der Juden in der Sowjetunion verbarg. So

nahm ich die persönliche, historische Sichtweise meines Vater an und operierte lange Zeit mit seinen Begriffen und emotionalen Besetzungen. Seine Religiosität, die in seiner Jugend zweifellos vorhanden war, hatte in seinem Leben als Mann keine Bedeutung mehr. Er versuchte die Bilder des Grauens und der Zerstörung zu verdrängen, jedoch war dies ein Unterfangen, das ihm nicht gelingen konnte. Nur wenige Wochen und Monate nach dem großen Blutvergießen, war er, wie viele Männer seiner Generation nur noch ein Schatten seiner selbst. Im Grunde genommen war seine bürgerliche Existenz letztlich im Spätsommer 1945 gescheitert. Er wußte weder ein noch aus. Er hatte Theresia geheiratet, ab 1946 kam ich hinzu, und er hatte seinen Bruder und seine Schwester in Weil. Was sollte er tun um diese Familie vorwärts zu bringen?

Nach dem er allmählich von seiner Verletzung genesen war, betrieb er, zusammen mit Emil, man rief ihn Mille, einem Nachbar von neben an, ein Handpuppentheater in dem er Organisator, Kassierer und Puppenspieler in einem war. Diese Theatergruppe zog einige Jahre über die Dörfer und spielte verschiedene Stücke in denen der Kasper, die Gretel, ein Krokodil und ein Polizist meist die Hauptrollen spielten. Diese Engagements brachten etwas Geld in die schmale Nachkriegskasse und ab dem 20. Juni 1948, dem Tag der Währungsreform, konnten lange entbehrte Waren wieder in den Schaufenstern betrachtet werden. Jede Person, gleich welchen Alters oder Besitz erhielt ein Kopfgeld von 20 Mark - also auch ich, mit meinen zwei Lebensjahren.

Mein Vater hatte Humor und er interessierte sich für Sprache, die Deutschen interessierten ihn, obwohl er sie kaum verstand. Er konnte Stimmen unterschiedlicher Couleur imitieren und so imitierte er die bayerische Stimme seines Kollegen Dr. Holch oder die hohe Fistelstimme seines Chefs Diplom-Ingenieur Declerq, er sprach das Wort französisch aus. Eine seiner stärksten Nummern war die Imitation der Stimme von Adolf Hitler, wie sie im September 1939 im Radio überragen wurde: „Seit 5.45 h wird zurück geschossen“. Mutter stoppte diesen und andere Versuche meines Vaters seine Vergangenheit und seine Gegenwart mit Witz und Humor zu nehmen. Da konnte sie keine Gnade mit ihm.

„Ich habe davon nichts gewußt“, antwortete sie empört auf die Frage ob sie von den Verbrechen der Nazis gewußt habe.

„Ich habe es doch mit meinen eigenen Augen gesehen“, mischte sich Vater in dieses Gespräch ein. „Damals in Charkow habe ich es selbst erlebt wie mit Juden, Ukrainern und Russen verfahren wurde. Berge von Leichen wurden aufgestapelt wie Brennholz. Nein, nein, es war grauenhaft. Ich möchte gar nicht mehr darüber reden. Schluß damit. Man sollte endlich aufhören darüber zu reden. Die Toten werden davon auch nicht mehr lebendig. Wenn die westlichen Alliierten uns damals 1945 aufgefordert hätten mit ihnen zusammen gegen den Osten zu marschieren, dann wäre heute der Spuk längst zu Ende“.

Ich war beeindruckt von seinen emotional heftig vorgetragenen Erzählungen über seine Erfahrungen im Krieg und mit den Nazis und sie waren lange Zeit bestimmend für mein Denken. Er politisierte mich häufig und intensiv und ich war ihm ein gehorsamer Zuhörer.

„Du mußt gut zu hören können, das ist wichtig um im Leben bestehen zu können“, sagte er mir immer wieder und ich hörte zu. Als er Vorarbeiter geworden war, bekam er in der Fabrik kostenlos Hefte der *Bundeszentrale für politische Bildung* und da er selbst nichts las außer der Zeitung mit den Bildern, gab er die Hochglanzbroschüren an mich weiter. Mit Inbrunst stürzte ich mich darauf und informierte mich lange Zeit mit Hilfe dieser anschaulich und aufwendig hergestellten Informationsbroschüren. Sie enthielten die offizielle Geschichts- und Politikdarstellung der Bundesregierung, die über das Geschehen in Deutschland und der Welt informierte. Mit diesem Input orientierten sich meine Interessen zusehends auf historische, politische und ökonomische Fragestellungen.

*

Neben religiösen Festen in der Familie, bestimmten die Feste des Sportvereins und die der Narrenzunft meine kulturellen Erfahrungen. Einmal im Jahr veranstaltete der Vorstand des Sportvereins die Jahresfeier und ich wurde von meinem Vater dazu verdonnert, bei Mitgliedern Spenden für die Tombola einzuholen. Da standen dann die Gewinne der Tombola vom letzten Jahr, ungeliebt und verschmäht, einträchtig neben den verpatzten Einkäufen aus dem letzten Schlußverkauf. Mit Eifer zelebrierte er diese Zeremonie, kontrollierte die Gewinne, ob sie auch eine Nummer aufgeklebt bekamen und sorgte dafür, dass die Gewinne ordentlich aufgebaut waren. Es wurden Spieler der ersten Mannschaft dazu engagiert, einen Plastikeimer in die Hand zu nehmen und die Lose zu verkaufen. Höhepunkt dieses alljährlichen Spektakels war der Showteil. Ein gewiefter Conférencier sorgte mit durchschlagenden Witzen für eine aufgehellte Stimmung. Dafür war er über die Künstlervermittlung angeworben und teuer bezahlt worden. Seine längere Pause nutzen die Losverkäufer um ihre Lose zu verkaufen. Danach schraubte der Conférencier die Stimmung weiter in die Höhe. Ungefähr dreihundert Vereinsmitglieder, Frauen und Kinder mitgezählt, klatschten in die Hände, trampelten mit den Füßen, brüllten Bravo und die Begeisterung schien kein Ende zu nehmen. Doch nun kam der Moment im Verlauf der Jahresfeier, wo von der Bühne herunter verkündet wurde, dass verdiente und langjährige Mitglieder geehrt wurden. Dazu wurden goldene und silberne Anstecknadel mit dem Signet des SV verteilt, so als gäbe es sie umsonst. Hier wurde deutlich, dass es sich um eine geschlossene Gesellschaft handelte, die sich seit Jahrzehnten kannte und die sich darauf eingestellt hatte, noch lange zusammen zu bleiben. Danach wurden die Siegerlose bekannt gegeben und die Gewinner der Hauptgewinne vorgestellt und auch hier hatte mein Vater seinen großen Augenblick und managte diese Herausforderungen souverän. Er hatte auf der Bühne ein Pendant, Heiner Vögele, genannt der *Voggi*. Er war ebenfalls Mitglied im Vorstand des Vereins und er hatte ein großes Talent zum Komiker, zum Witzemacher. Wenn er Witze erzählte bogen sich seine Zuhörer vor Lachen. Bei meinem Vater war das anders, denn er liebte zwar die Komik, hatte aber selbst kein Talent zum Spaßmacher und konnte normalerweise keine Leute zum Lachen bringen. Wenn er etwas beschwipst war dann konnte er über sich selber lachen und

zwar so heftig, dass er mich oder andere mitreißen konnte. Sonst war er trocken, wie man im alemannischen Dialekt sagt, *fuurzdrogge*. In unerbittlichen Lehrstunden verteidigte er die Begriffe die er in der Schweiz gelernt hatte, gegen meine Mutter, die sein Verhalten als Getue einstufte, dass nicht weiter ernst zu nehmen sei. Dieser autoritäre Umgang mit der Sprache führte bei ihm zu einer fixen Idee in deren Zentrum die fundamentale Abwehr der deutschen Sprache stand. Jeder deutsche Begriff wurde von ihm sanktioniert und konterkariert und vor allem wenn seine Frau sich erdreisten sollte den Bürgersteig, Bürgersteig zu nennen, musste sie damit rechnen, dass er sie engagiert zurechtwies. Er verlangte, dass der Bürgersteig *Trottoir*, der Bahnsteig *Per-ron* und der Fahrkartenkontrolleur *Conducteur* genannt wurde, wenn er den Fahrschein als *Billett* kontrollierte. So hatte Vater es gelernt und dieses Wissen brachte er in die südwestliche Ecke Deutschlands. Je mehr sich die westdeutsche Gesellschaft, auch mit seiner Unterstützung in der Produktion der Chemiefabrik von den Nöten und Problemen der Versorgung für das tägliche Leben entlastete, um so mehr wurde seine Abwehr gegen dieses äußerlich veränderte Deutschland gesteigert. Seine Erfahrungen hatten ihn äußerst mißtrauisch gemacht gegen alles was ihm von oben verordnet worden war. Die knochenbrecherische Drei-Schicht-Arbeit im Chemiewerk leistete er unverdrossen weiter, kritisierte nie die ungerechten Eigentumsverhältnisse oder seine Firma. Er verabscheute jedoch die als zu hoch, weil unwirtschaftlich, eingeschätzten Lohnforderungen der Gewerkschaften und ihre Politik im Betrieb. Er wählte irgendwann nicht mehr rechtskonservativ, sondern sah sich, in der von einem ehemaligen Major der Hitlerwehrmacht geführten sogenannten liberalen Partei, als Wähler aufgehoben. Je älter mein Vater wurde desto mehr blieben ihm die Deutschen, seine Frau und sein Sohn auch äußerlich fremd und je mehr sich das emotionale Klima seiner Ehe verschlechterte desto mehr wollte oder konnte er nicht die Außensicht aufgeben: „Ich bin die ersten zwei Jahrzehnte meines Leben in Städten der deutschen Schweiz aufgewachsen und ich habe dort gelebt und nur weil ich am Krieg teilgenommen habe, der auch noch verloren wurde, ist die Schweiz für mich für immer verloren“. Diese Niederlage der Deutschen, des sogenannten Dritten Reiches, wurde so auch zu seiner persönlichen Niederlage, weil er an der Grenze zur Schweiz lebend, mitbekam

welcher enorme Unterschied zwischen Deutschen und Schweizern besteht. Dazu kamen die bitteren Erfahrungen seines Lebens in einem tristen Kaff, wo er doch ein durch und durch städtischer Mann war. Seine Ablehnung jeglicher Kriegsfantasien verdichtete sich im Laufe seines Lebens zu einem System antideutscher Emotionen, die er mit ins Grab nehmen musste. Er begeisterte sich für den professionellen Radsport auf der Straße und in der Halle. Er kannte die Stars, die Besten der Besten, Buschhagen und Bartali, Coppi und Kübler. Er sah Sechs-Tage-Rennen oder kürzere Veranstaltungen wie Omnium oder Américaine. Er war begeisterungsfähig und er konnte sich über gelungene Darbietungen mächtig freuen. Doch er selbst fühlte sich nicht fähig eine sportliche oder künstlerische Karriere zu beginnen. Sein mangelndes Selbstbewusstsein hatte sich entwickelt einerseits aus dem Gefühl des benachteiligten aber doch durchsetzungsfähigen Gastarbeiters in der Schweiz und der prekären Existenz desjenigen der in einem Dorf in Adenauers Deutschland versauerte. Andererseits dienten ihm diese Gefühle zur Verschleierung seiner Unzulänglichkeiten und sie schwächten seine Imagination der Männlichkeit. Er war zu einem Schweizer herangewachsen, der eben nur keine formale Staatsangehörigkeit besaß. Später verfluchte er seinen Vater dafür, der er es versäumt hatte, für nur wenige Schweizer Franken seine Familie zu Schweizer Staatsangehörigen zu machen. Mein Vater hatte es sich so sehr gewünscht, dass sich die Fremde zur Heimat gewandelt hätte, dass sie sich ihm zeigte wie er sie sich wünschte. Er hoffte, dass er dann nicht mehr gut und freundlich sein müsste gegenüber den Einheimischen und sowie so. Auch in Deutschland wurde ihm bewusst gemacht, dass er anders war und da er von Haus aus Pedant war, spürte er seine Abweichungen von der Norm so derartig heftig, dass es ihm oft schwindelig wurde. Je älter er wurde, um so mehr verstärkte er die Differenzen zu seiner Umgebung, und er achtete unnachgiebig darauf wo und wie sich die Grenzen zu seinen Ungunsten verschoben.

Am 6. Juni 1944 hat sich mein Vater definitiv aus Basel nach Deutschland abgemeldet. Damit endet der erste Teil des Lebens meines Vaters und damit sein Status als Bewohner der Schweiz. Den Rest seines Lebens wird er um diesen Verlust trauern. Bei einem seiner Besuche bei seiner Schwester Martha, sie wohnte im ersten Stock

des Hauses meiner badisch-fränkischen Großmutter, verliebte er sich in die junge Theres', die ihm, dem weitgereisten Städter, unschuldig und naiv vorkam. Sie verliebte sich Hals-Über-Kopf in ihn. Ihre Mutter war vehement dagegen und legte damit Samen für eine katastrophale Entwicklung, die über zwanzig Jahre später ausgereift war.

*

Theresia ging im nationalsozialistischen Deutschland zur Schule und sie war in diesem Geist erzogen worden, was sich besonders in ihren Fixierungen auf das Bild des Mannes als Soldaten und als Selbstbild (die Frau als strickendes Heimchen am Herd) ausgewirkt hatte. Bei meiner Mutter waren die Ausprägungen der faschistischen Ideologie auf ihr Selbstbild, auf ihre Anschauungen über Männer und die Gesellschaft fester Bestandteil ihres Lebens. „Ein Mann weint nicht“, war ihre Maxime über Männer und derjenige, der sich wie Onkel Willi, nicht daran hielt, wurde als „Schwächling“ beschimpft. Ihre Ehe mit Joseph wurde für sie ein Hort immerwährender Anspannungen und Entsaungen und schließlich verbitterte sie zusehends mit diesem Mann an ihrer Seite, der zwar äußerlich ihren Vorstellungen entsprach, der aber streng darauf achtete, dass seine Anschauungen über das Leben von ihr akzeptiert und übernommen wurden. Die sich daraus entwickelnden Konflikte konnten die beiden nicht regeln und so wurde diese Atmosphäre des unaufhörlichen Aufschiebens und Verdrängens der Probleme zum prägenden Muster für Einstellungen und Verhaltensweisen. Von Anfang an hielt mich meine Mutter emotional auf Distanz, zeigte nur wenige Gefühlsregungen, und verdeckte ihre Ablehnungen hinter einer Fassade von zur Schau gestellter Naivität oder aggressiver Schuld. Als ich Heranwachsender war, brauchte sie mich als Trost und Ausgleich für die Probleme in ihrer Ehe.

Theresia ist 1922 geboren als Jüngste von drei Kindern aus der Ehe von Regina und Gottfried Duttmann in Duttigheim, im fränkischen Teil von Nordbaden, auf einem Bauernhof. Nach dem frühen Tod ihres Vaters, er starb kurz nach ihrer Geburt, heiratete ihre Mutter Regina im benachbarten Dorf Wattighausen den Arbeiter Vitus

Graf, der bei der Reichs- und später bei der Bundesbahn beschäftigt war. In den Zwanziger Jahren war er an den Rangierbahnhof des Badischen Bahnhof in Basel versetzt worden und die Familie zog daraufhin nach Weil am Rhein in die Hebelstraße. Theresia besuchte im alten Teil der Stadt die Schule und arbeitete danach, zusammen mit ihrer älteren Schwester Elfriede, sie wurde üblicherweise nur Friedel genannt, viele Jahre als ungelernte Arbeiterin in einer Textilfabrik in Friedlingen und kurze Zeit in der berühmten Schokoladenfabrik Sacher GmbH in Lörrach. Sie litt unter ihrem Status der ungelernten Arbeiterin und schaffte es tatsächlich, dem öden und grauen Fabrikalltag zu entfliehen. In der Nachkriegszeit arbeitete sie als Näherin bei einem Innenaustatter und fühlte sich erheblich wohler als in der harten Realität der Fabrik. In den siebziger Jahren begann sie Bücher zu lesen und war damit eine der wenigen proletarischen Frauen die schließlich über eine kleine, bescheidene Bibliothek verfügen konnte. Zur selben Zeit begann sie, sie war knapp über vierzig Jahre alt, Schwimmen zu lernen und machte den Führerschein.

Ihr Bruder, Onkel Valentin, erlernte den Beruf eines Maurers und wurde 1941 zu einer Einheit der Pioniere der Wehrmacht eingezogen. Wenige Monate nach Kriegsbeginn im Osten, starb er und liegt seither auf der Insel Krim auf einem Soldatenfriedhof beerdigt.

Tante Friedel, die ältere Schwester meiner Mutter, heiratete nach dem Ende des Weltkrieges, Erich Werner, einen Metzger aus dem schwäbischen Brockenheim. Sie hatten einen Sohn Friedrich und eine Tochter Eva. Auch Onkel Erich erlag später den Verführungskünsten meines Vaters, insofern als auch er als ungelernter Arbeiter im selben Chemieunternehmen arbeitete. Neben Onkel Willi war er der zweite Mann der Familie, der ihm in der Fabrik seinen Arbeitsplatz verdankte. Sie wohnten unterm Dach, über unserer Wohnung, im Unterbaselweg. Cousin Friedrich, der aussah wie sein Vater und Cousine Edith, die aussah wie ihre Mutter, verließen unser herrlich schönes Südbaden und sie lebten dann im schwäbischen Brockenheim. Erich übte dort wieder seinen Beruf als Metzger aus und Friedrich wanderte später in diesen Fußspuren seines Vaters. Einmal war ich dabei als Erich in der Waschküche eine Sau schlachtete. Ich durfte ihm dabei helfen, die tote Sau zu verwursten und zu verflei-

schen. Das war in meinem kleinen Leben ein besonderes Erlebnis. Die Werners tauchten dann nur ganz, ganz selten wieder in Weil am Rhein auf. Zum Leidwesen von Theresia kamen sie dann mit Zelten an und kampierten irgendwo im Schwarzwald auf einem Campingplatz.

Die jüngste Schwester meiner Mutter, Tante Gertrud, alle riefen sie Ruth, war einem Kuckucksei entsprungen aus der Liaison ihrer Mutter mit Egon Schemp, dem „Zimmerherrn“. Ruth Graf, sie bekam dennoch den Familiennamen meiner Großmutter, hatte ein ähnliches Schicksal erleben müssen. Sie hatte eine Liaison mit Lutz Förner und das Resultat dieser Verbindung war Harald, den sie dann in die Ehe mit dem Zollbeamten Gerold Seidenbrenner einbrachte. Mit Seidenbrenner hatte sie dann noch drei Kinder. Alle in der Familie waren erleichtert, dass Ruth einen Ehemann gefunden hatte. Sie war bereits seit einigen Jahren ledige Mutter, was damals eine riesige Schande bedeutete, der moralisch begegnet werden musste. Doch Gerold Seidenbrenner, störte sich nicht an der Existenz des kleinen Harald. Später stellte es sich leider heraus, dass Seidenbrenner dem Alkohol so zugetan war und dass er dabei hin und wieder das Maß verlor. Nach etwas mehr als zehn Jahren ließ sich Ruth scheiden und zog dann, nach dem Tod von Großmutter Regina, mit ihrem Anhang in eines der beiden großmütterlichen Häuser im Unterbaselweg. Cousin Harald, der Außereheliche, blieb am Rande der Familie und auch am Rande der Weiler Gesellschaft. Nach einer Lehre als Koch tingelte er als Matrose durch die Welt und kam dann als 30-jähriger wieder zurück nach Weil, wo er, auch dem Alkohol verfallen, das erbärmliche Dasein eines Obdachlosen zu erleiden hatte. Er lebte, bis zu seinem folgenreichen Unfall entweder am Berliner Platz oder in einer Holzhütte im Nonnenholz, von wo aus er in unregelmäßigen Abständen zum Haus seiner Mutter pilgerte. Dort holte er sich Lebensmittel ab, die ihm seine Mutter auf den Fenstersims legte. Dieser schwerer Unfall, man muss wohl annehmen, dass er dabei wieder einmal betrunken war, verwandelte ihn in einen chronischen Pflegefall, der nun sein Leben in einem Heim in Herten bei Rheinfeldern verbringen muss. Bisher war er das letzte Opfer das es in dieser Familie zu beklagen gibt.

Tante Ruth und meine Eltern sind sich seit dem Tod meiner Großmutter spinnefeind. Meine Mutter hasste ihre Schwester wie die Pest, weil Ruth die beiden Häuser geerbt und meine Mutter dabei leer ausgegangen war. Eigentlich wollte meine Großmutter die beiden Häuser meinen Eltern geben, jedoch, kurz vor der notariellen Einigung, machte sie wieder einen Rückzieher. Für mich war das ganze so in Ordnung, weil man mir gesagt hatte, dass meine Mutter wieder in der Fabrik arbeiten würde und ich wollte nicht mehr allein sein, kein Schlüsselkind mehr sein. Deshalb war ich dagegen. Doch ich glaube nicht das meine Stimme ein besonders Gewicht hatte in diesen Verhandlungen. Mein Vater hat die Sache verbockt durch seine ungestüme und undiplomatische Art und Weise des Umgangs.

„Nicht das du meinst, ich kündige hier allen die Mietverträge, dass kannst du von mir nicht erwarten!“, brüllte er Großmutter laut entgegen.

Danach war die Sache mit den Häusern so gut wie erledigt und wir mußten wieder einmal umziehen.

Theresia kam zur Textilfabrik über ihren Bruder, Onkel Hermann, der als gelernter Textilfärber seit Jahren als Facharbeiter bereits dort arbeitete. Er war ein großer Vogelfreund und demzufolge ehrenwertes Mitglied im „Kleintierzuchtverein“. Im Haus selbst, er bewohnte mit seiner Frau Lotte und drei Kindern die oberste Etage bei Großmutter. Hermann war ein leidgeprüfter Mann, der nachhaltig mit dem Alkoholismus zu kämpfen hatte. Seine Probleme waren so auffällig, dass er eine Entziehungskur im Landespsychiatrischen Krankenhaus in Emmendingen machen musste. Diese Krankheit hat ihm das Rückgrat gebrochen und Mutter war oft verzweifelt über seine Probleme. Er war ihr Halbbruder, jedoch ging ihr sein Drama unter die Haut. Seine Taubenzucht paßten sich wunderbar ein in die kleinbäuerliche Gartenlandschaft hinterm Haus. Eine Ziege stand im Stall, mehrere Hühner gackerten um einen Hahn und mehrere fette Hasen erwarteten ihren gerechten Tod zur kulinarischen Bereicherung feierlicher Angelegenheiten. In diesem Ensemble, bestehend aus Obstbäumen, Beerensträuchern und Erdbeerrabatten, war ich Feuer und Flamme für diesen wunderbaren Garten mit allen seinen Köstlichkeiten.

Der Mann von Tante Cäcilia, der jüngeren Schwester von Theresia, Helge Oberim, entzog sich erfolgreich den Turbulenzen und Verstrickungen der Familie, was nicht nur der Tatsache geschuldet war, dass er gelernter Metallarbeiter war und in seiner Freizeit als Kunsthandwerker tätig war, nein, es war der Ort in dem er wohnte. Helge ist vom Hochrhein, Rheinfelder Bürger und so ist das Domizil der Familie Oberarm, weit weg von Weil und dem chemischen Betrieb, hinter den südlichsten Bergen des Schwarzwaldes. Cillie, so wird sie gerufen, und Helge waren dann später heftig engagiert in der katholischen Gemeinde und er war dort bald hauptberuflich als Meßmer tätig. Die beiden haben drei Töchter, Gaby, Brigitte und Luzia und sie leben in einem kleinen Haus, in derselben Siedlung wie Ursula Römer, über die später noch einiges zu sagen sein wird.

Ihre älteste Tochter Gaby hatte eine Lehre als Coiffeurin absolviert und arbeitete danach in einem chemischen Betrieb in der Schweiz. wo sie mit gefährlichen Stoffen in Berührung kam. Im Sommer ging sie mit starken Rückenschmerzen zum Arzt, deren Ursachen er als Verspannungen diagnostizierte. Wenige Monate später, bereits im Spätherbst desselben Jahres, musste die Diagnose neu gestellt werden und nun wurde definitiv Krebs festgestellt. Es gab in jenem Gebiet um Rheinfeldern und Karsau mehrere Krebsfälle, bei denen spekuliert wurde, ob die hochgiftige Mülldeponie oder die Einflüsse der chemischen Industrieproduktion dafür die Ursache waren. Gaby wurde ins Universitätsklinikum Freiburg eingeliefert, wo man sie unter anderem chemotherapeutisch behandelte. Zufällig lebten Marita und ich zu jener Zeit in Freiburg und so machte ich mich auf den Weg zu ihr in die Klinik. Ich sah meine Cousine in diesem weißen Krankenhausbett liegen, es bildete einen harten Kontrast zu ihren tiefliegenden, fast schwarzen Augen, die durch die schwere Krankheit noch dunkler geworden waren. Sie freute sich über das Wiedersehen, obwohl die Umstände alles andere als erfreulich waren. Ich verabschiedete mich von ihr und versprach bald wieder zu kommen. Ultimativ verlangte sie von mir, dass ich zusammen mit Marita kommen sollte; sie wollte unbedingt meine Frau kennenlernen. Nach wenigen Tagen erschienen wir beide wie versprochen bei ihr am Krankenbett und hatten eine kurze, aber doch intensive Begegnung miteinander. Zum Abschied schenkte ich ihr eines dieser schwarzrot

verkleideten Tagebücher aus China, wir hofften auf baldige Genesung und auf ein baldiges Wiedersehen. Wenige Wochen danach erhielten wir die Nachricht das sie verstorben war. Sie war keine dreißig Jahre alt geworden. Sie hatte noch kurz vor ihrem Tod den Freund geheiratet und das Hochzeitsphoto zeigte sie in einem schwarzen Kleid und dazu trug sie rote Hackenschuhe und Handschuhe. Ihre beiden Schwestern leben in der Nähe von Cillie und Helge und sie betreiben ein intensives Familienleben.

„Du warst ein Huscheli, hattest von Tuten und Blasen keine Ahnung, sei froh, dass ich dich zur Frau genommen habe“, sagte Josef in seiner berühmten Unbescheidenheit gerne. Jedoch die Probleme ließen nicht lange auf sich warten. Sie war eine junge, gutaussehende Frau, die es auf sich genommen hatte, für ihre große Liebe mit ihrer Mutter im Streit das Elternhaus zu verlassen.

Sie folgte ihrem geliebten Sepp, so nannte sie ihn, obwohl ihre Mutter prophezeit hatte

„Der heiratet dich doch nie“.

In ihrem fränkischen Dialekt hatte sie diesen bösen Satz ihrer Tochter ins Gesicht geschrien, als die ihr mitteilte, sie habe die Absicht diesen Mann zu heiraten. Die Ablehnung steigerte sich bis zu bitteren Hasstiraden, die sie in einem Brief an Josef, er war zu jener Zeit an der Front in Rußland, so formulierte:

„Ich wünsche dir den Tod, damit meine Tochter nicht in deine Fänge kommt“. Diese wirklich bössartige Attacke hatte die Beziehung zwischen Mutter und Tochter für immer maßgeblich belastet. Keine Seite konnte sich zur Versöhnung aufrufen und so überlagerte dieses Zerwürfnis über Jahrzehnte den Familienfrieden. Heimlich, ohne jegliche Familienbeteiligung, hatten meine Eltern in Binzen, gegen den Willen ihrer beiden Familien, geheiratet.

Meine Großmutter Regina war eine kleine, dynamische Frau. die im Laufe ihres Lebens mit drei verschiedenen Männern, sechs Kinder gezeugt hatte. In ihren späten Jahren lebte sie mit Zweien der Männern unter einem Dach und bildete so eine kleine, aber einsame Insel weiblicher Vielmännerei. Die Nachbarschaft stand deswegen Kopf und das Ansehen der gesamten Familie war, kein Wunder in der bigotten Umgebung,

auf einem Tiefpunkt angelangt. Ich hatte sie sehr gerne, denn von ihr erhielt ich nicht nur Schokolade sondern auch sanfte Berührungen und oft ein Lächeln. In ihren Gärten durfte ich mich aufhalten, spielen, Beeren und Kirschen essen oder die Hühner füttern. Sie mochte mich sehr gerne, ich war ihr erster Enkel und so hatte ich bei ihr einen Stein im Brett. Wäre der Konflikt zwischen meinen Eltern und ihr nicht gewesen, ich hätte die beste Oma der Welt mein eigen nennen können. So lag eine Verkrampfung über der Beziehung, die ich damals weder verstehen noch erklären konnte. Ich war das Opfer eines Familienstreits geworden.

Mein badisch-fränkischer Stiefgroßvater, Vitus Graf maß knapp zwei Meter, bei einer Schuhgröße 54 war er eine Respekt, ja Angst einflößende Gestalt. Großmutter war fast einen halben Meter kleiner als dieser „Riese“. Als kleiner Junge sauste ich ihm um die Beine und er erwischte weder mich noch meinen Cousin Friedrich. Er trug meistens eine schwarze Uniform der Bundesbahn und er sah aus wie Boris Karloff in *Frankenstein*. Er spielte eine unglückliche Rolle in dem Familiendrama. Er hatte sich, seine Frau, sechs Kinder und später neun Enkelkinder zu lenken und er versagte ohne großes Murren. Er ging einfach unter in diesem Beziehungsgeflecht meiner Großmutter. Dagegen hatte er keine Handhabe, wie man damals noch zu sagen pflegte. Als alles zu spät war, zog er sich zu Cecilia nach Rheinfeldern zurück und starb dort.

*

Meine Sterne stehen im Zeichen der Zwillinge, Aszendent Waage und somit ist meine doppelte Existenz astrologisch und amtlich festgehalten. Meine Mutter brachte mich im Elisabeth-Krankenhaus zur Welt. Die erste Reaktion meines Vaters war:

„Ich wollte wissen ob alles dran ist, ob du gesund bist“, und fuhr dann fort seine Bemerkung selbst zu erklären, in dem er hinzufügte, „Man weiß ja schließlich nichts genaues“. Diese Sorge um mein leibliches Wohl, auf medizinische Analysen aufgebaut, hat Vater mir öfters zu teil werden lassen. Einmal im Jahr nahm er mich an seine Hand und brachte mich zu einem Arzt, der mich gründlich untersuchen musste.

„Einmal im Jahr muss es sein“, erklärte er mit dünnen Worten, denn „Gesundheit ist das wichtigste im Leben“.

Ausgestattet mit dem Wissen über meine medizinische Ausgangslage schleppte mich meine proletarischen Eltern zuerst vom Krankenhaus nach Binzen, einem kleinen Ort auf dem südlichsten Hügel des Schwarzwaldes, in ein möbliertes Zimmer. Danach lebten wir in einer Parterrewohnung im dörflichen, alten Teil von Weil, im ehemaligen Gesindehaus vom Gasthaus Adler. Die hintere Seite der Wohnung lag an der Hauptstraße und der vordere Teil zum großen Hof an der Hinterdorfstraße. Einmal stand ich in einer kalten Winternacht in meinem weißen Gitterbett und sehe auf meine Mutter, die ihren Kopf an die Schulter meines Vaters lehnt. Beide grinste über alle Backen und ich ... ich war glücklich in diesem Augenblick. In dieser Wohnung verbrachten wir sechs Jahre unter schwierigsten materiellen und geistigen Bedingungen im südwestlichsten Zipfel Nachkriegsdeutschlands, der von französischen Truppen besetzt war. Das Deutsche Reich hatte den II. Weltkrieg verloren. Ein deutscher Staat existierte zu diesem Zeitpunkt noch nicht und so wurde ich zu einem staatenlosen Deutschen. Unmittelbar nach dem Krieg gab es für die meisten Deutschen kaum Nahrung und keine ausreichenden Wohnmöglichkeiten. Doch im agrarisch geprägten Südbaden konnten Mangelwaren aus der benachbarten Schweiz herüber geschmuggelt werden. Diese Schmuggler, meist freundliche und geschäftsmäßig gesonnene Menschen innerhalb und außerhalb der Familie, besorgten die nötigen Kalorien und Vitamine in Form von Breipulvern, Ovomaltine, Schokolade für die Kinder und Zigaretten und Kaffee für die Erwachsenen. Diese Waren wurden tags oder nachts über die Grenze gebracht - eine Sitte die sich bis in die Gegenwart hinein fortsetzte. Meine beiden Taufpaten waren Schweizer, die ich, wie es in alemannisch so üblich ist Götte beziehungsweise Götli nannte. Meine Taufpatin Liesel Egger kam aus Riehen und war die Schwiegermutter meiner Tante Gertrud. Mein Taufpate war Hermann Vetter, ein Jugendfreund meines Vaters. Götte Liesel wohnte in Riehen, an der Tramlinie 6 und Götli Männli lebte in der Kayserbergstraße an der Grenze zum Elsaß. Ich verbrachte einen Sommer bei ihm und seiner Familie. Das ist Ida, genannt Idi, Tochter Denise und Sohn Charles. Diese beiden wirbelten wie kleine Stürme durch die

Stadt Basel, ich immer auf ihren Versen. Auch bei meiner Tante Gertrud, die in Riehen im Grienbodenweg wohnte, verbrachte ich einen Sommer meiner Jugend. Dort fiel ich eines nachts aus dem Bett und schlief auf dem Boden liegend weiter, was meine Tante und meinen Onkel trefflich amüsierte. Mich auch, aber wesentlicher war für mich, dass ich mich in ihre äußerst attraktive Tochter Sylvia verliebt hatte und das ich für meine bescheidenen emotionalen Verhältnissen sehr stark angetan war von meinen Erlebnissen in der Schweiz. Ich wußte nicht das ich hier auf ein späteres Leben in der Schweiz vorbereitet werden sollte.

Doch vorerst lebte ich noch in Deutschland und es geschah ein richtig dramatisches Erlebnis in einer kalten Winternacht. Die Eltern befanden sich bei einer Fasnachtsfeier im Saal des Hotel Central und ließen mich zu Hause im Gitterbett liegen. Das schlauchartige Zimmer hatte ein Fenster zum Hof und davor war ein massives Eisengitter. Mitten in der Nacht wachte ich auf und zog mich an den Gittern hoch und zwängte meinen Kopf zwischen die Stäbe und - blieb stecken. Aus Leibeskräften schrie ich vor Angst und Kälte um Hilfe und glücklicherweise waren Nachbarn zu Hause, die mich aus der mißlichen Lage befreien wollten. Doch sie besaßen keinen Schlüssel zur Wohnung und daher musste der Mann der Nachbarin mit dem Fahrrad zum Hotel fahren, um meinen Eltern zu berichten was geschehen war. Aufgeregt kamen sie so schnell sie konnten. Mutter saß auf den Gepäckträger des Fahrrades und Vater saß am Lenker. Hier verzichteten sie auf die üblichen Streitereien ob man zum Beispiel zum Fahrrad, *Fahrrad* oder *Velo* sagen sollte. Endlich angekommen schlossen sie ihren Kleinen in die Arme. Ich war völlig ausgekühlt, es herrschten Minusgrade, und ich schrie und weinte so stark ich nur konnte. Die Gitterstäbe in die ich verhakt war, wurden später zu einem Symbol meines klaustrophobischen Syndroms und damit zur Ursache vieler meiner Schmerzen. In engen räumlichen oder seelischen Situationen bemerkte ich deutliche physische Veränderungen, wie Schweißausbrüche oder einen trockenen Mund. Gleichzeitig drehten sich meine Gedanken im Kreis so als wären sie auf einer Achterbahn. Das Gefühl ich hänge fest, ich komme nicht mehr weiter, ist gebunden an diese frühkindliche Verzweiflung, die sich erst viel später auflösen ließ. Gefühle der Panik hatten mich lange Zeit begleitet und es dauerte noch

einmal so lang, ihnen auf die Schliche zu kommen. Ich war schon weit über vierzig Jahre alt, da träumte ich von Zügen, zu deren Abfahrt ich mich am Bahnhof eingefunden hatte und die mir dann entweder vor der Nase davon fuhren oder wo ich vor lauter Hetzen und Jagen in den falschen Zug stieg.

Die ganze Affäre mit den Gitterstäben war Mutter selbstverständlich sehr, sehr peinlich und beförderte ihre Zweifel, ob sie denn wirklich in der Lage wäre treusorgende Mutter ihres Kindes zu sein. Ihre ambivalente Einstellung gegenüber der Mutterrolle und zugleich zu ihrem Kind konnte sie selten auflösen und sie schwankte daher, je nachdem wie sie bei Kräften war, zur fürsorglichen Bemutterung oder zur kalten Nachlässigkeit. Nachdem wir in Binzen nur ein winziges, möbliertes Zimmer hatten, lebten wir nun in Alt-Weil in einer Ein-Zimmer-Wohnung mit Wohnküche und einem ekeligen Plumpsklosett am Ende des Flures. Am anderen Ende lag die Küche deren einziges Fenster kaum Licht hereinließ, so dass künstliches Licht fast ununterbrochen brennen musste. Schon früh konnte ich auf eigenen Beinen stehen und einmal diente der Flur meinem Vater und mir als Spielfeld für erste Fußballübungen. Die Tür zur Küche und die Tür zur Toilette symbolisierten die Tore und jedes Mal wenn er den Ball an die Wand knallte, musste ich befürchten, das alte Gemäuer bricht zusammen. Doch diese Mauern waren stabiler als angenommen, sie hielten schon ein Jahrhundert und sie sollten noch viele Jahrzehnte halten. Die Küche wurde beheizt, wie bei allen Verwandten und Bekannten zur damaligen Zeit, mit Holz, Kohlen oder Briketts. Neben dem Gasthaus Adler verbrachte ich die ersten sechs Jahre meines Lebens zwischen Hühnern, Katzen, Hunden und Pferden. Der riesengroße Hund des Gastwirtes war zum Freund geworden und ich fühlte mich diesem Hund so nah, dass ich ihm meinen Arm ins Maul schieben konnte, ohne das der Hund den Armknochen durchbiß. Mit den Spitzen der Finger kann ich heute noch den Abdruck der Hundezähne auf dem rechten Unterarmknochen fühlen und habe somit ein unauslöschliches Andenken an die Zeit als ich noch ein Knabe war.

Von meinem dritten Lebensjahr an besuchte ich den evangelischen Kindergarten, unmittelbar neben dem Bahnhof in Weil-Ost gelegen. Als römisch-katholisch getaufter Junge gelangte ich deshalb in diesen Kindergarten, weil es in Alt-Weil keinen

katholischen Kindergarten gab. Die Differenzen zwischen den Evangelischen und den Katholischen waren für meine Eltern und mich letztlich unerheblich und begründeten auch hier meinen Status als Außenseiter. Einmal fiel ich mit dem Kopf auf den harten Fußboden und blutete danach etwas an der Stirn. Sofort nahm mich Schwester Eva mit in ihre Wohnung über dem Kindergarten, wischte mir das Blut vom Kopf ab, tröstete mich ungemein mit kleinen Süßigkeiten und einer Tasse Tee.

„Ach du armer Bub’, hast dir weh getan. Gott sei Dank ist es nicht schlimm und es wird bald vorüber sein. Hier trink etwas Tee und iß von dem Gebäck“, sprach sie beruhigend auf mich ein und strich mir dabei sanft über mein dunkelblondes, streng gescheiteltes Haar. Auf Grund der exzellenten Versorgung mit hochwertigen Nahrungsmitteln aus dem Ausland, hatte ich dicke Backen und sah überhaupt gesund und nett aus. Im Kindergarten war ich umgeben von Mädchen und Jungen, die von angrenzenden Bauernhöfen und Handwerkerhäusern stammten und denen man auch nicht ansehen konnte, dass der Krieg gerade einmal drei oder vier Jahre vergangen war. Es waren glückliche und unbeschwerte Jahre die ich dort verbringen durfte und wenig trübte ansonsten mein sonniges Gemüt. Schwester Eva hatte einige Musikinstrumente zur Verfügung, wie Tamburins, Flöten und Glöckchen und damit übte sie mit uns musikalische Stücke ein, die dann etwa zur Weihnachtszeit gespielt wurden. Sie saß dann an der kleinen Orgel, darüber ein riesiges Holzkreuz, ohne den Gekreuzigten, und spielte und sang vor.

Ich hatte, wahrscheinlich weil ich noch so klein war, eine große Nähe zu allem was am Boden kroch: Blindschleichen, Schlangen, Mäuse und Insekten gehörten zu den allernächsten Partnern meiner Erkundungszüge durch das ländliche Revier. Einmal fand ich eine tote Maus und brachte sie mit zu Tante Martha. Voller Stolz hielt ich das kleine Vieh am Schwanz hoch und wollte es ihr überreichen. Sie jedoch hatte wohl phobische Gefühle gegenüber den kleinen, behaarten Vierbeinern, und schrie:

„Um Gottes Willen, was hast du denn da mitgebracht. Schnell, wirf sie in den Müll-eimer. Hopp“.

Ich erschrak über ihren Anfall und ließ daraufhin die Maus auf den geputzten Küchenboden fallen. Kurz entschlossen packte Onkel Willi dann das Tier und verstaute

es, wie sie es von ihm verlangt hatte. Tante Martha ist eine kleine, zierliche und energische Frau, die bereits seit ihrer Jugend an einem nervösen Leiden laborierte, ohne dass es jemals geheilt werden konnte. Ihr Gesicht war beweglich wie ein Bienenstock und sie konnte ihren Körper keine Sekunde still halten. Wenn man ihr Aussehen verglich mit meinem Vater, so war die sehr nahe Beziehung zwischen den beiden Geschwistern nicht zu übersehen. Ihr ganzes Leben lang waren diese Beiden ein Herz und eine Seele. Sie hielten immer zu einander, unterstützten sich wo und wie es nur ging und sie verteidigten sich gegenseitig. Nie ging ein strittiges Gespräch zu Ende bei dem nicht zum Schluß gemeinsam festgestellt wurde, dass die Martha doch eine sehr patente Frau ist, zu der man Vertrauen haben kann. Nie hat mein Vater über seine Geschwister nur irgendein schiefes Wort gesagt. Er suchte bei ihnen immer den Ausgleich, die Harmonie auf der Grundlage einer liebevollen Absicht, die niemals aufgebbar sein konnte. In den Augen meiner Mutter, war dieser Zustand unerträglich. Sie kommt aus einer zerrütteten Familie und dies wirkte sich auf ihre Ehe aus. Immer wieder gab es Streit darüber, dass mein Vater seine Familie nicht kritisierte, dass er nicht streiten wollte mit irgendeinem seiner Geschwister. Selbst in den hitzigsten und häßlichsten Situationen durchbrach er sein Versprechen nie. Dieses väterliche Verhalten hat mich von Anfang an in Bann geschlagen. Ich empfand die Kaisers als angenehm, ihre Kraft, ihr Humor und ihr Gefühl der kulturellen Überlegenheit gegenüber den in Deutschland sozialisierten Deutschen habe ich mir zu eigen gemacht und das hat mir letztlich das Leben gerettet. Ihr Existenz als deutsche Gastarbeiter in der Schweiz hat ihnen ein Lebensgefühl beschert, das sich vom Lebensgefühl der im Reich erzogenen Deutschen spürbar unterschied. Ihre Erfahrung im Ausland hatte sie gelehrt zusammen zu halten, damit die Familie existieren konnte. Jedoch war auch hier der Keim für die später entstehenden Zerwürfnisse zwischen den beiden Teilen der Familie Kaiser gelegt worden. Gerade für meine Eltern war dieser Graben immer wieder Anlass für heftige Gefühlsausbrüche, die meist in wochenlangen Perioden des Schweigens mündeten. Jede Seite versuchte die eigenen Vorteile gegen die vermeintlichen Nachteile des anderen zu behaupten. Und nur am Anfang der Ehe meiner Eltern und nur wenn die bescheidenen Kräfteverhältnisse dies erlaubten, konnten wir

diesen Widersprüchen eine positive Richtung geben. Ansonsten breitete sich an dieser Stelle das Schweigen aus. Oft hatte ich das Gefühl, dass ich zwischen den unveröhnlichen Fronten stehe und unter diesen Streitigkeiten hilflos zu leiden hatte.

Bei vielen Familienfesten wie bei Taufen oder bei Hochzeiten traten die vier Geschwister Kaiser als Gesangsquartett auf, die den Gästen und sich ein Amüsement bereiten wollten. Lieder wie „Kam ein Vogel geflogen ...“ oder „Warum ist es am Rhein so schön“ schmetterten sie dann aus vollen Hälsen in ihre Zuhörerschaft. Zwischendurch gaben sie dann versteckte oder offene Hinweise über ihren Vater, der sie alle sehr beeindruckt hatte mit seiner Autorität.

Weil meine Eltern keine Zeit für mich hatten, war ich bei Tante Martha und Onkel Willi in Pflege. Bei *Dante Maarteli*, kurz *s' Danti*, so ihre alemannische Bezeichnung, war es sprachlich und kulturell so angenehm und interessant wie in der Schweiz. Um zu ihr zu kommen musste ich die langgestreckte Straße hinunter laufen, vorbei am Gasthof Traube und vorbei am alten Rathaus, das sich damals noch ganz bescheiden in der Hinterdorfstraße befand. Die Bahnlinie nach Lörrach trennte die Hinterdorfstraße in einen östlichen und einen westlichen Teil und wenn ich doch abwarten musste bis der Zug vorbei war und die Schranken wieder hochgedreht wurden, sah ich oft auf der anderen Seite der Bahnschranke, den mongoloiden Gerd stehen. Immer hatte er guter Laune, lachte und winkte den vorbeifahrenden Zügen nach und verschwand dann wieder im Haus. Später, viel später wurde mir klar, wie viel Anstrengung es wohl die Familie Gempp gekostet haben mag, ihren Sohn Gerd vor dem Vernichtungsprogramm der Nazis zu retten. Ein anderes antifaschistisches Erlebnis hatte ich kurz nach dem Bahnübergang, auf der linken Seite der Straße. Dort, es muss Frühling oder Sommer gewesen sein, jeden Falls war es warm, hörte ich aus einem der weit geöffneten Fenster, laute Musik. Als ich näher kam sah ich ein Paar, eine junge Frau und ein junger Mann, dass sich gemeinsam im Takt des Rhythmus bewegte. Ich fühlte mich magnetisch angezogen von diesen Tönen und Bildern und ich habe sie immer wieder aus meinem Gedächtnis abgerufen, wenn ich sie brauchte.

Nach dem *s' Danti* bei meiner Großmutter ausgezogen war, hatte sie nun eine Wohnung im Haus über der Schreinerei Doffner, wo man, unmittelbar an der Grenze zur

Schweiz gelegen, nach Riechen sehen konnte. Der Bach markiert hier den Grenzverlauf und er ist ein hervorragendes Revier für zahlreiche Streifzüge durch die Natur. Diesen Bach durchstreifte ich täglich - jagte Fröschen, Spinnen und kleinen Fischen nach - und ließ es mir gut ergehen. Auf dem Weg vom Kindergarten oder von zu Hause, kam ich hin und wieder bei Onkel Willis Arbeitsplatz in der mittleren Hinterdorfstraße vorbei. Er war Mechaniker in einer Fahrrad-Werkstatt und erklärte dort seinem Pflegesohn, wie man Fahrräder repariert. Er war ein Jünger von Turnvater Jahn und spielte die Beckentrommel im Spielmannszug des Alt-Weiler Turnvereins. Bei Turnfesten wurden Umzüge veranstaltet und am Straßenrand stehend sah ich, nicht ohne Stolz, den ganz in weiß gekleideten, trommelnden Onkel und Pflegevater an mir vorbei marschieren. Im Gesicht, über der Nasenwurzel hatte er eine heftige, bläulich gefärbte Narbe, die ihm ein martialisches Aussehen gab. Jedoch war er ein gütiger Mann, der sich nicht schämte seine Tränen offen zu zeigen. Viel später bezogen sie dann ein kleines Reiheneckhaus das der Baugenossenschaft gehört. Onkel Willi gab seine Arbeit beim Fahrradgeschäft auf und er begann, auf Anregung meines Vaters, eine Tätigkeit als Lastwagenfahrer bei der chemischen Fabrik Lonzo GmbH. Doch weiterhin reparierte er, auf eigene Rechnung, Fahrräder in seiner kleinen Werkstatt hinter dem Haus. Theresia, sie kannte die Annehmlichkeiten eines Eigenheims, verspürte hin und wieder Neid auf diese, für einfache Leute doch etwas gehobener Wohnsituation der Müllers. Fatal war, dass meine Mutter Rivalitäten und Spannungen zwischen ihr und Martha pflegte. Sie achtete akribisch darauf, wie sich das Beziehungsgefüge zwischen Willi und der *Maart* entwickelte. Für sie ergaben sich daraus vermeintliche Einsichten in die eigene Ehe. Wenn die *Maart* den Alkoholkonsum von Willi kontrollierte, was vom Standpunkt der Gesundheit normal ist, dann war das für die *Res* der Ausdruck ihrer unberechtigten Anmaßung. Ihre Schwägerin Martha war die älteste Frau ihrer Generation, die sich von 1910 bis 1930 erstreckte und an ihrer natürlichen Autorität fand meine Mutter niemals einen Weg herum. Später verscherzte sich Onkel Willi einige Sympathien bei mir, als er meinen Vater kritisierte. Er nannte ihn *Pfäfferli* weil er immer wild umher renne und kaum ruhig an einem Platz aufhalten könnte. Oder er beschrieb Brüllereien meines Vaters bei der Arbeit.

Als Vorarbeiter wies er Arbeiter ein, die eine neue Trommel in den Gießer einbauten und deshalb war er so im Streß. Wahrscheinlich war Onkel Willi etwas neidisch auf den Aufstieg meines Vaters und da er es nicht wagte direkt seinen Schwager zu kritisieren, lud er seine Animositäten auf meinem Rücken ab. Hier war das Gift des neidischen Wettbewerbs am wirken, es verstopft die Seelen, staut die Gefühle, und der damit verbundene Druck macht das Leben zur Hölle. Oder sind wir einfach nur dumm? Ich liebte meine Mutter, meinen Vater, meine Pflegemutter und meinen Pflegevater und sowie so alle Menschen in der Familie. Ich litt unter den Spannungen der schwelenden Konflikte. Eine Erlösung war nicht in Sicht. Diese familiäre Zerrüttung kam mir vor als eine kulturelle Schwäche der Deutschen und so auch von mir selbst. Deutscher unter Deutschen, Schweizer unter Schweizern, Deutscher unter Schweizern oder Schweizer unter Deutschen, das waren die vier Möglichkeiten meines Großvaters, meines Vaters und auch meine. Mein Großvater wählte das Leben als Deutscher in der Schweiz, mein Vater entschied sich dafür als Deutscher in Deutschland zu leben und ich sollte zurück in die Schweiz um als Schweizer, mit einer Herkunft als Deutscher, zu leben. Ich sollte unbedingt das Leben führen, das meine Vorväter nicht erreicht hatten. Gegen diese ungerechte und unangemessene Bestimmung wehrte ich mich mit Händen und Füßen und verbündete mich schließlich mit meiner deutschen Mutter gegen meinen schweizerischen Vater.

*

Nach den fast sechs Jahren im dörflichen Stadtteil Alt-Weil bezogen wir in der Schafackerstraße eine Zwei-Zimmer-Wohnung mit Wohnküche und Gartenbenutzung im kleinbürgerlichen Stadtteil Leopoldshöhe. Der Umzug dauerte nicht lange, wir hatten nicht viel Mobiliar, das es umzuziehen galt. Meine Eltern kauften Möbel - auf Pump - beim Möbelhaus Pissy für zwei sehr kleine Räume, die zum schlafen und wohnen eingerichtet wurden. Mein Bett wurde im neu möblierten Schlafzimmer aufgestellt, zwischen Schrank und Zimmertür. Das Wohnzimmer bestand aus vier neuen Polstersesseln mit dunkelrotem, kratzigem Stoffbezug, einem runden Couchtisch, einem Si-

deboard und einem Schrank mit Glasvitrine - alles aus dunklem, gebeiztem Kirschholz. Die Wohnküche war groß und hell und daran schloß sich ein kleiner Balkon an, von dem aus eine Treppe zum Garten führte. Theresia bewirtschaftete diesen schmalen Haushalt und ich fand hier einen geschützten Auslauf rund ums Haus. Neben an war ein unbebautes Gelände, bewachsen mit Heidelbeer- und Brombeerstauden und einigen Bäumen, dass ich als meinen persönlichen Spielplatz nutzen konnte. In dieser Wohnung gab es weder eine Dusche noch gab es ein Badezimmer. So saß ich jeden Freitag in einer Zinkwanne und ließ die übliche Waschzeremonie über mich ergehen. Und jeden Freitag, nach dem Zahltag von Vater, marschierte die ganze Familie ins Möbelhaus um dort pünktlich und in bar die Raten abzuzahlen. Doch es veränderte sich noch mehr als nur die Möblierung. Mein Vater hatte seine und die Familie bestimmende berufliche Tätigkeit als Hilfsarbeiter in der chemischen Fabrik begonnen. Seine scharfen, weil zugespitzten politischen Urteile, verbanden sich allmählich mit den möglichen und realen Gratifikation die das „Wirtschaftswunder“ auch ihm in bescheidenem Umfang anbot. Wo sein Großvater als Beamter und sein Vater als Handwerker mit allen Möglichkeiten von Selbständigkeit und Abgrenzung operieren konnten, blieb den Söhnen und Töchtern nichts als ein Leben von der Hand in den Mund. Seit Anfang der 1950er Jahre, also nach seiner Arbeit mit dem Puppentheater, arbeitete mein Vater als ungelernter Arbeiter in einer chemischen Fabrik im Stadtteil Friedlingen im Drei-Schichten-Betrieb mit 72 Pfennig Stundenlohn ohne Zulagen, auch an Sonn- und Feiertagen. Nur an Weihnachten und Neujahr blieben die Maschinen abgestellt. Bei ungefähr 45 Stunden Arbeitszeit erhielt er somit um die 40 Mark bar wöchentlich ausbezahlt und diese Summe bot eine solide, wenn auch ärmliche Grundlage unserer Existenz. Durch seinen heroischen Fleiß und seinen enormen Willen zum Durchhalten, er betonte besonders, dass er in seinem Arbeitsleben kein einziges Mal wegen Krankheit fehlte, gelang es ihm, seinem und unserem Leben eine bescheidene Grundlage zu geben. Sein brutaler Anpassungsprozeß an die Aufbauwirklichkeit der frühen Bundesrepublik verursachte ihm und uns enorme Konflikte. Die erbarmungslosen Schichtwechsel, Frühschicht von 6 bis 14 Uhr, Mittagsschicht von 14 bis 22 Uhr und die Nachtschicht von 22 bis 6 Uhr, verlangte die Befolgung und

Einhaltung der vorgegebenen Fabrikdisziplin auch zu Hause. Besonders vor einer Nachtschicht musste sich Vater bereits Mittags schlafen legen und dann wurde die Einhaltung äußerster Ruhe verlangt und durchgesetzt. Die sozialen und finanziellen Erfolge die von den Gewerkschaften erkämpft worden waren, nahm er stillschweigend hin, um sich gleichzeitig verbal gegen Initiativen des Betriebsrates auszusprechen.

*

In der Leopoldschule wurde ich in die erste Volksschulklasse eingeschult und drückte dort die knochenharten Schulbänke, die noch aus der Zeit vor dem Nationalsozialismus stammten. Wir wurden unterrichtet im kleinen und großen Alphabet und im kleinen und großen Einmaleins. Unter den Lehrern waren meist jüngere Lehrkräfte die nach dem Nationalsozialismus im Schnellverfahren ausgebildet worden waren, um den nachwachsenden Deutschen primäres Wissen zu vermitteln. Bei ihnen war zu spüren, dass sie, im Unterschied zu den älteren Lehrern, weniger autoritäre Mittel einsetzten. Doch gegen die obrigkeitsstaatlichen Strukturen des Erziehungswesens insgesamt in Baden-Württemberg kamen auch sie nicht an und offensichtlich konnten sie darauf auch keinen Einfluß nehmen. Eigentümlich an dieser lernfeindlichen Schule war die Regelung für das Verhalten der Schülerinnen und Schüler während der großen Pause, die von allen damals Hofpause genannt wurde. Die männlichen Schüler hatten sich auf der linken Seite des Schulhofes und die Mädchen auf der anderen Seite, in Viererreihen hintereinander aufzustellen. In jedem der beiden Kreise stand eine Lehrkraft und beaufsichtigte den an einen Knastrundgang erinnernden Umlauf. Jahrelang kreiste ich so um die eigene Achse und wußte weder aus noch ein. Ich war in eine dunkle Welt geworfen worden, die ich nicht verstehen und schon gar nicht erklären konnte. Ich träumte geistige Abenteuer, und ich war einem Aufwachen noch lange nicht näher gekommen. Die Armut diktierte die engen Grenzen meines kindlichen und jugendlichen Lebens. Das Wenige das durchkam, kam gebraucht und wenn etwas Neues kam, dann war das die berühmte Ausnahme von der Normalität. Zur

Armut kam dann noch ein gewisser Hang zum Geiz, der mein Leben bis zur Verzweiflung erschwerte. Armut und Geiz wurden nur noch gekrönt von der Dummheit, die im Ort an jeder Ecke lauerte.

Mit Bernd Schmid habe ich spontan Freundschaft geschlossen. Er lebte mit seinen Eltern und Großeltern zusammen in einem kleinen Reihnhaus, nur wenige Meter von uns entfernt. Sein Vater war bei der Bahn beschäftigt sowie Bernds Großvater, der ebenfalls bei der Bahn beschäftigt war. Bernd durchbrach diese kurze Tradition und erlernte den Beruf eines Drehers in einer metallverarbeitenden Fabrik und fand dann in Grenzach eine Lebensstellung als Betriebsmechaniker in einem Betrieb der schweizerischen Großchemie. Sein Großvater hatte, zusätzlich zu seinem Garten hinterm Haus, noch einen weiteren Garten am Tüllinger Berg, wo er Obst und Gemüse anbaute. Eines Tages sah Theresia, das Bernd und ich in einem Handwagen saßen, der vom Großvater Schmid gezogen wurde. Für sie war dies der Ausdruck einer verkehrten Welt, denn sie fand, es hätte umgekehrt sein sollen: wir Buben hätten den Großvater ziehen müssen. Sie hatte klare Vorstellungen darüber welche Rechte und Pflichten die Jüngeren gegenüber den Älteren haben sollten. Der Kern ihrer Gewichtung war dabei, dass die Älteren immer die vorteilhaftere Position einzunehmen hatten, damit ihre eigene Moral im Lot blieb. Von den Geheimnissen die wir Buben erkundeten, hat sie kaum und nur selten etwas erfahren. Als wir beiden jedoch nach einer fröhlichen Klingeltour durch die benachbarten Neubaugebiete pfeifend zu Hause einkehrten, schaffte sie es innerhalb kürzester Zeit, das ich dieses „Vergehen“ beichtete. Kleinlaut musste ich zu geben, dass wir damit der Nachbarschaft auf die Nerven gehen wollten. Die Freundschaft zwischen Bernd und mir dauerte viele Jahre. Beim onanieren, pissen und Fußballspielen wetteiferten wir zusammen um die besten Ergebnisse. Erst nach dem ich von der Volksschule in die Mittelschule wechselte, erhielt diese Freundschaft einen Knacks, von dem sie sich bis in die Gegenwart hinein nicht mehr erholen konnte. Schließlich erging es mir so auch mit allen anderen Freunden aus dem proletarischen Milieu.

Es gibt traditionelle und geschlossene Gruppen in Weil, die gleichzeitig nebeneinander existierten, ohne das ein Austausch stattfand. So blieben die *Bäänler* beim Eisen-

bahner Sportverein Weil, die *Zöllner* beim Zoll-Sportverein, die Beamten vom Wasser- und Schifffahrtsamt beim Wasser-Sportverein und die Angestellten der Verwaltung für die Bundes-Autobahnen beim Motor-Sportverein. Die Alt-Weiler blieben beim Turnverein unter sich und in Friedlingen fanden sich die *Grampfsieche* entweder im FC Friedlingen oder im Kraftsportverein wieder. So spiegeln die drei geographischen Ebenen des Weiler Territoriums die soziale Struktur und die Machtverhältnisse der Gemeinde wieder. Und bis auf vereinzelte Ausnahmen, bestand die gesamte Bevölkerung aus Deutschen. Es gab schon mal einen elsässischen Arbeiter hier oder dort, aber erst ab Ende der 1950er Jahre bzw. Anfang der 1960er Jahre, wurden *Tschingge*, Arbeiter aus Italien, in der Produktion beschäftigt. Dort wurden sie zu Kollegen meines Vaters, der seine italienischen Kollegen und Mitarbeiter sehr gerne mochte und ihre Arbeitsleistung schätzte.

Die Beschäftigten der Bundesbahn bildeten die wirklich dominante Gruppe in der Stadt, gegen die nichts durchzusetzen war. Sie hatten ihren eigenen Stadtteil, die Leopoldshöhe und sie hatten ein Bundesministerium im Rücken, sie hatten sogar eine eigene Gewerkschaft und vielfältige soziale, sportliche und kulturelle Felder die sie in eigener Regie beackern konnten. Der Preis für ihre Anwesenheit in der Stadt war letztlich der Verlust jedweder Autonomie, sprach doch das Eisenbahnministerium mit über die Struktur und das Aussehen dieser kleinen Stadt an der Grenze zu Basel.

Neben unserem Haus befand sich die Bäckerei Fabian, bei der ich nicht nur Wasserbrötchen und Halbweißes Brot bekam, sondern auch Brausepulver und einzeln abgezählte Bonbons. Das Geld für diese Extravaganzen stammte aus zwei Einnahmequellen: Zum einen sammelte ich Weinbergschnecken in der näheren Umgebung und verkaufte sie kiloweise an einen Zwischenhändler, der sie an verschiedene Feinschmeckerrestaurants in Basel und im Elsaß weiterverkaufte. Ich kannte niemanden bei uns in der Gegend, der so etwas aß. Zum anderen kamen Einkünfte aus dem Verkauf von Alteisen dazu. Auf angrenzenden Grundstücken, nur getrennt durch einen halbverrosteten Maschendraht, kam ich an altes Eisen heran und eine andere Quelle fand ich in der Müllgrube, die sich mitten in der Stadt befand. Auch dort fanden sich wertvolle Metalle, die ich veräußern konnte. Die süßlichen Gerüche von Verwesung und Rauch

zogen unangenehm durch meine Nase, doch was gab es nicht alles zu entdecken im Abfall des aufkeimenden Wohlstands. Meine Beute schleppte ich dann zum Alteisenhändler Xaver Mager. Mager war ziemlich taubstumm, die Folge einer Kriegsverletzung, aber ich überwand meine Ängste vor diesem furchterregenden Mann und wurde zu einem seiner Lieferanten. Um die Ecke, in der Margeritenstraße, befand sich der Konsumladen, in dem die meisten Leute aus der Nachbarschaft Lebensmittel einkauften. Hier, wie auch sonst überall, gab es Rabattmarken, die fleißig in ein Heft eingeklebt wurden und wenn alle vorgedruckten Flächen voll geklebt waren, gab es eine Deutsche Mark pro Heft. In der Stüttelestraße, im Haus, in dem die Fischers lebten, war im Erdgeschoß der Milchladen, in dem ich beinahe täglich unsere Milchkanne aus Leichtmetall, mit einem 1 Liter Milch auffüllen lassen konnte. Oft hatte ich Mühe die mütterlichen Aufträge ja nicht zu vergessen und lief durch die Straßen, sagte leise die Aufträge vor mich hin, um sie ja nicht zu vergessen: „Ein Viertel Halbweißes und einen Liter Milch, ein Viertel Halbweißes und einen Liter Milch ...“.

Ungemein gerne spielten wir Märchengeschichten nach, in denen Prinzen und Prinzessinnen sich liebten und für die Freiheit ihrer Liebe kämpften. In einem selbstinszenierten Theaterstück spielte *Fuschi*, der jüngste der Fischers, den Knecht, *Sigger* den Fürsten, Gaby LaGoul die Prinzessin und ich spielte, den Prinzen. Gaby wohnte in der Stüttelestraße in einem wunderschönen Haus, das mich wohl dazu verführt hatte, sie als edles Fräulein zu sehen. Nach meinen eigenen Regieanweisungen küßte ich sie auf den Mund, während sie so tat als würde sie schlafen. Klaus und Inge standen als Publikum um die Szene herum und genierten sich deswegen doch ein wenig. Eine ähnlich peinliche Situation hatte ich zu überstehen, als ich bei einer Theateraufführung einen Sohn spielte, der seine Theatermutter zu küssen hatte. Dort war ich gleichfalls so peinlich berührt, dass ich meiner leiblichen Mutter verbot, dieses Theaterstück zu besuchen. In meiner Phantasie hätte diese Beobachtung meiner Künste meine Peinlichkeiten bis ins Unerträgliche gesteigert. Insofern denke ich, dass bereits in meiner Kindheit die Probleme zu sehen waren, aus denen ich als Künstler und Philosoph gewachsen bin. Um mein Paradies zu schützen bildeten wir die sogenannte Schwerterbande. Die Bandenmitglieder trugen am linken Arm Schilder aus Karton

auf denen zwei gekreuzte Schwerter aufgemalt waren, in der Rechten trugen wir unsere Holzschwerter, Pfeile und Bogen trugen wir auf dem Rücken. Damit waren wir in der Lage auch die abgefeimtesten Angriffe, selbst wenn sie aus Friedlingen oder anderswo her kamen, abzuwehren und das eigene Gebiet zu verteidigen. An der östlichen Seite der Schafackerstraße tat sich plötzlich eine neue Kampflinie auf. Mehrfamilienhäuser wurden hochgezogen und mit aus dem Osten geflüchteten Deutschen besetzt. Diese Gruppe von deutschen Flüchtlingen blieb auch weitgehend unter sich. Doch wie meistens blieben sich auch hier die Kinder nicht lange fremd und wir Einheimischen schlossen Freundschaft mit den Neuankömmlingen. Unser Revier war somit abgesteckt durch die Stüttelestraße, die Schafackerstraße und die Turmstraße. Um diese Achsen bewegte sich unser Aktionsradius, und alles was hinter diesen Linien lag, blieb feindliches Gebiet. Jedenfalls waren Klaus Daring, Inge Belz, Gerd Qitsch und Ilona Ciacec bald Teil unserer Clique auf der östlichen Leopoldshöhe. Von den Eltern kamen immer wieder abwertende Töne über die „Rucksack-Weiler“, doch wir Kinder hatten bereits auf der Straße und in der Schule Freundschaft mit den Zugereisten geschlossen, so dass sie und wir von offener Fremdenfeindlichkeit weitgehend unberührt geblieben waren. Bei den Erwachsenen sah die Sache selbstverständlich anders aus. Oft wurden sie angegriffen oder verleumdet, weil man ihnen unterstellte sie würden von der Regierung mit Geld nur so zu geschüttet und man selbst bekäme nichts. Im Grunde genommen spielten die Flüchtlinge die Rolle eines Sündenbockes. Überall wo die Flüchtlinge auftauchten, gerade auch in ländlichen Randgebieten, erinnerten sie die Deutschen daran, dass sie einen Krieg verloren haben. Diesen Schmerz wollte man nicht spüren und man ließ dafür die neuen Nachbarn spüren, „ihr seid nicht willkommen“. Man beschimpfte sie als Zugereiste, als Rucksackdeutsche, als Schnellschwätzer oder schlicht als Preußen. So gewalttätig wie gegenwärtig Deutsche bekämpft werden, die aus Rußland hierher kommen, so ähnlich wurden nach dem Krieg insgesamt die Flüchtlinge behandelt, die aus dem Osten Europas nach West-Deutschland gekommen sind.

*

Ein heftiger Einbruch in meiner Entwicklung ereignete sich durch einen zwei Monate dauernden Aufenthalt in einem Kinderferienheim der Caritas in Friedenweiler im Schwarzwald. In dieses Heim kamen kränkliche oder auffällig gewordene Kinder und sie sollten sich im Hochschwarzwald erholen. Der Anlass für meine Einweisung war anscheinend dadurch gegeben, dass ich öfters im Schlaf schwitzte und mit Hilfe eines Arztes schlossen die Eltern daraus, ich sei an der Schwindsucht erkrankt, die ich mir beim Freund und Lebensgefährten von Großmutter Regina eingefangen hätte. Diese Analyse war völlig neben der Wirklichkeit, denn dieses nächtliche Schwitzen blieb mir bis weit über das 30. Lebensjahr hin erhalten, und war Ausdruck von frühkindlicher psychischer und physischer Traumatisierung und war kein Ausdruck tuberkulöser Viren. Vor und während dieses Heimaufenthaltes war mir die Dauer meiner Abwesenheit von Zuhause nicht bewusst. Ich tauchte ein in diese neue Wirklichkeit des Heimes und gab bald jegliche Vergangenheit und Zukunft außerhalb auf: Ich war zu einem Heimkind geworden, ohne jeden Bezug zu dem was zuvor war. Eltern, Familie und Freunde existierten plötzlich nicht mehr. Im Heim erhielt ich keinem Besuch, keine Briefe oder Telefonate. Bald breitete sich bei mir das Gefühl aus, integraler Bestandteil der Institution Kinderheim zu sein. Meine Mutter schickte einmal ein Paket, wobei der mitgeschickte Kaffee für das Personal des Heims gedacht war. Jeden Nachmittag lagen wir Kinder auf einer riesigen Terrasse, an der Rückseite des Hauptgebäudes, auf Metallpritschen, Militärbetten nicht ganz unähnlich, eingewickelt in kratzige, grau-braune Wolldecken. An manchen Tagen konnte ich den verordneten Schlaf nicht finden. Dann lag ich auf dem Rücken, blinzelte zwischen den halb geschlossenen Lidern auf die wunderbare Umgebung des Schwarzwaldes und auf die Nonne die die Aufsicht übernommen hatte. Aufmerksam las sie in einem Buch und ließ nur ab und zu kontrollierende Blicke über ihre Schützlinge kreisen. Die Ordens-tracht verdeckte zwar ihr Sitzmöbel und zeigte aber dafür um so schamloser ihr hübsches Gesicht.

Pünktlich kam der Heilige Nikolaus, mit seinem weißen Bart und rotem Umhang, zu uns Kindern ins Heim. In seinem Schlepptau hatte er den schwarz gekleideten und

mit einer schweren Eisenkette bewaffneten Knecht Ruprecht. Mir war es gleichzeitig Angst und Bange geworden vor diesem ungleichen Paar, jedoch wurde das ganze in einem Gefühl der spaßigen Geselligkeit aufgelöst, was mich wieder ungemein beruhigte. Schließlich fühlte ich mich von allen guten Geistern verlassen. Besonders nachts im Schlafsaal, für über vierzig Kinder angelegt, fand ich keinen Schlaf, weil die Ordnung des Schlafsaals mir dabei im Wege stand. Ich hatte Angst davor, einen Socken an das Eisenbett geknotet zu bekommen, denn alle Kinder die in ihre Betten urinierten, bekamen einen Socken ans Bett geknotet, damit die Nachtschwester dann den Markierten weckte und ihn zum Topf führte. Dies empfand ich als demütigend. Dazu kam, dass die Markierten mit Hohn und Spott überschüttet wurden, das alles verstärkte mein Unbehagen. Zu diesen Markierten wollte ich nun überhaupt nicht gehören. Also versuchte ich wach zu bleiben, um beim nahenden Urin sofort zum Topf gehen zu können. Da dieses Unterfangen von vornherein zum Scheitern angelegt war, schlief ich immer wieder ein. Nur die Angst wirkte weiter und so verging kaum eine Nacht in der ich nicht voller Angst und in Schweiß gebadet aufwachte. Die Nässe, die mein Schweiß im Bett hinterließ, ergab dann genau das Resultat, dass ich immer wieder versuchte hatte zu vermeiden. Ich war in einer Falle, in einer Zwickmühle gelandet, aus der es kein Entrinnen gab.

Über viele Jahre hinweg „vergaß“ ich diesen Heimaufenthalt und die Verdrängung dieser intensiven Erfahrung wurde mir zur beispielhaften Schablone für mein weiteres Leben. Zurückgekehrt aus diesem katholischen Heim im Hochschwarzwald sprach ich ausschließlich deutsch, meinen alemannischen Dialekt hatte ich schnell vergessen. Als mich mein Vater, zusammen mit Bernd Schmid, vom Bahnhof abholte, sprach ich lange Zeit kein Wort: Erst als ich sagte:

„Papa, hast du neue Schuhe?“, bemerkte ich an den Reaktionen meiner Begleiter, dass ich mich verändert hatte.

Entsetzt meinte Bernd: „Was für ein Chinesisch redest du da“, und sein Entsetzen über meine neue Sprache verunsicherte mich etwas mehr als ihn. Ich hatte bis dahin in der Schule etwas Deutsch gesprochen und sonst ausschließlich Alemannisch. So hielten es die meisten die ich kannte und ich dachte mir nichts dabei. Ich hatte nicht nur

meine Sprache verändert, auch meine Einstellungen zur Umgebung, zur Familie und zu Freunden war nun nicht mehr dieselbe wie zuvor. Nun war ich verschlossen und sprach prinzipiell nur bei Aufforderungen. In mir war etwas zerbrochen und an dessen Stelle lagen die Trümmer meiner verwüsteten Kindheit. Ich trieb in einem Fahrwasser der Gleichgültigkeit und konnte nur wenig unternehmen um dem zu entgehen. Die Heimerfahrung kapselte ich ein und legte sie in der hintersten Reihe meines Gedächtnislagers ab. Diese Erinnerung blieb ohne Kennzeichnung und dadurch, dass die Chefs meines Erinnerungslagers in häufigem Rhythmus wechselten, blieb ein geordnetes Wissen über diesen Teil meines Lebens für lange Zeit verloren. Meine Kindheit und Jugend waren Territorien der Einsamkeit, als Einzelkind mit dem Wohnungsschlüssel - verliere ihn ja nicht! - war ich dem kleinbürgerlichen Terror meist hilflos ausgesetzt.

Ich war zur ersten Kommunion vorgesehen. Also wurde ich mit einem dunklen Anzug mit kurzen Hosenbeinen neu eingekleidet und es gab in der Wohnung im Unterbaselweg ein großes Fest, das einzige das je für mich veranstaltet worden war. Alle Omas, Onkels, Tanten, Götteri und Götter, Basen und Vettern und Freunde der Familie waren eingeladen worden. Es gab leckeres Essen, Kuchen und Kaffee und nach kurzer Zeit waren die meisten Männer betrunken, rauchten und erzählten von ihren Kriegserlebnissen. Die Frauen hatten gekocht, bedienten und widmeten sich danach den Aufräumarbeiten. Nachmittags hatte die erste Mannschaft des Sportvereins ein wichtiges Heimspiel zu absolvieren und so zogen die Männer hinab zum Stadion. Ich trug meine erste Armbanduhr mit Gliederband, die ich von Götteri Männi geschenkt bekam und von den Geldgeschenken kaufte ich mir ein blaues Fahrrad mit Drei-Gang-Schaltung. Für meine Verhältnisse war ich nun wohlhabend.

*

Weil ich nun in der Reichweite der neu gebauten Tschamberschule wohnte, musste ich mit meiner neuen Volksschulklasse auch die Schule wechseln. Fräulein Luise Franzel unterrichtete uns im Rechnen, wie der Mathematikunterricht genannt wurde.

Sie veranstaltete harte Ausscheidungswettbewerbe zur Rangfolge der Schüler. So hatten alle aufzustehen und sie gab verbal verschiedene Rechenaufgaben vor. Wer zuerst durch Kopfrechnen die Aufgabe gelöst hatte, zeigte mit dem gestreckten Arm auf und wurde dann von ihr angewiesen das Ergebnis auszusprechen. Wenn es stimmte, durfte er oder sie sich hinsetzen. Einmal standen am Schluß noch zwei Schüler, einer davon war ich und mir war das so peinlich, dass ich am liebsten vor Scham in den Boden versunken wäre. Ansonsten war ich ein williger Schüler, der mehr Spaß an Gedichten und Geographie hatte, als am langweiligen jonglieren von Zahlen. Nach meinem ungewollten Aufenthalt auf Schloß Friedenweiler und nach einem stressigen Schuljahr bei der Vorgängerin von Fräulein Franzel, Fräulein Rizenthahler, war ich sehr froh das es jetzt weiter ging mit mir. Zusammen mit fünfundzwanzig weiteren Mädchen und Jungen saß ich in einem bequemen und hellen Klassenraum und erregte dort das Aufsehen des Klassenlehrers Rolf Gönner, der zugleich der Rektor der Volksschule war. Gönner, bei seinem Sohn hatte ich später Unterricht in Mathematik, beauftragte mich hin und wieder zu Aufräumarbeiten an seiner Dienstbibliothek oder an der anfallenden Büroarbeit des Sekretariats. Dabei war ich ihm positiv aufgefallen, denn zum Ende des Schuljahres forderte er mich auf - für mich kam das ohne Vorbereitung - mich beim Mittelschulzug zu bewerben. Ohne weiteres wurde ich zur Aufnahmeprüfung eingeladen und bestand sie zu meiner großen Überraschung problemlos. Zu Hause war die Aufregung über diese Entwicklung deutlich zu spüren, denn niemand hatte damit gerechnet, dass ich auf eine weiterführende Schule kommen könnte. Mutter hatte sich bis dahin überhaupt nicht dazu geäußert, welche schulische oder berufliche Entwicklung ihr Sohn nehmen sollte und Vater begnügte sich mit einem knurrigen Ausspruch:

„Werde doch Fliesenleger, da ist der Verdienst hoch“.

An diesen sehr verhaltenen Reaktionen meiner Eltern bemerkte ich, dass sie für meine schulische Entwicklung nicht viel übrig hatten. In diesen Fragen war ich auf mich alleine gestellt oder darauf angewiesen, dass sich ein Pädagoge um meine Entwicklung kümmerte. Die weitere Erklärung für die Aufregung der Eltern lag aber auch darin begründet, dass eben in diesem Zweig der Familie die Volksschule als

Zeichen für Normalität gewertet wurde. Eine abgeschlossene Lehre hatte zu jener Zeit niemand in der Familie, und niemand in der Familie hatte bis dahin eine weiterführende Schule besucht. Nun saß ich als Mittelschüler, so hieß das damals, wieder im dunklen Gebäude der Leopoldschule, das ich drei Jahre zuvor verlassen hatte. Die rigide Pausenordnung war mittlerweile abgeschafft worden und in der neu gegründeten Mittelschule drängelten sich die hoffnungsfrohen Kinder der aufstiegsorientierten Eltern. Die äußeren Bedingungen der von Rektor Ralf Oswald geführten Schule waren katastrophal und fatal in ihrer Wirkung. Die beiden neuen 5. Klassen der Mittelschule hatten ihre Räume im 1. Obergeschoß und wir waren getrennt nach Geschlechtern. Ich teilte den Klassenraum mit über vierzig Schülern, und dieser Raum hätte beim besten Willen gerade für die Hälfte der Schüler ausgereicht, um ihn als völlig voll zu bezeichnen. Die Wirkung dieses Drucks war ein gnadenloser Konkurrenzkampf zwischen den Schülern - Schlägereien zwischen Lehrern und Schülern und zwischen Schülern blieben so nicht aus und die brutale Heuchelei einiger Lehrer, die noch im Nationalsozialismus tätig waren, verschärfte die aggressiven Tendenzen. In der Parallelklasse gab es die attraktivsten Schülerinnen die man sich nur vorstellen konnte und sie hatten ihren Raum sogar am anderen Ende des dunklen Flures. Nur in den Fächern Religion und Französisch war eine geschlechtliche Mischung möglich, was ich äußerst angenehm fand. Ansonsten herrschte die Organisation aseptischer Trennung zwischen männlichen und weiblichen Jugendlichen. Die daraus entstandenen Gefühle beeinflussten mich mein ganzes Leben und dazu kam das Pech, das ich in einer Familie aufwuchs, die mir kaum Möglichkeiten gab mich über das Verstehen zu entwickeln. Ja, die es ausdrücklich ablehnte meine schulische, meine intellektuelle Entwicklung zu fördern. So war ich gezwungen meine Entwicklung gegen den Widerstand der Eltern zu erreichen.

Als ich zwölf Jahre war, fragte mich Rektor Oswald ob ich in einem Gymnasium in Meersburg am Bodensee das Abitur machen möchte. An die Schule wäre ein Internat angegliedert, in dem ich kostenlos wohnen könnte. Das Kriterium für diese Nominierung war zweifach: Die besagte Familie musste dem römisch-katholischen Glauben angehören und sie musste etwas bedürftiger sein als andere. Der Rektor und mein

Klassenlehrer waren der Meinung ich sollte dorthin. Jedoch lehnten dies meine Eltern ab, weil sie befürchteten, ich würde ihnen entfremdet, was sie nicht wollten. Ihr zweiter Einwand war, ich könnte dort so manipuliert werden, dass ich katholischer Priester werden würde. Irgendwie waren meine Eltern meinen Möglichkeiten gegenüber feindlich eingestellt. Sie wollten partout nicht das ich das Abitur mache und ihre irrationale Abwehr lag viel mehr in ihren eigenen Zwiespältigkeiten begründet als das es meinem Schutz gegolten hätte. Horst Novitic war ebenfalls dieses Angebot gemacht worden und er hat in Meersburg das Abitur abgelegt und danach Pharmazie studierte. Er machte sich später selbständig und betrieb in der Nähe von Karlsruhe seine eigene Apotheke. Die große Chance meines Lebens für eine systematische Bildung und mögliche Karrierechancen ging so ohne großes Aufsehen vorüber. Die faktische Situation von Arbeiterfamilien war so, dass eine Entwicklung hin zur Emanzipation allein an die Wahrnehmung von Bildungschancen gekoppelt war und ist. Meine Mutter und mein Vater wollten nicht das ich am Bodensee ins Gymnasium gehe und so kam es dann auch. Meine Eltern hatten das verboten und diese Entscheidung hat mein Leben beeinflusst, ja verändert, nachhaltig und intensiv. Das Angebot für Meersburg war so derartig attraktiv, dass ich es niemals vergessen konnte, bis zum heutigen Tag nicht. Es wäre die Pflicht meiner Eltern gewesen, aus diesem Angebot ein eigenes Angebot zu entwickeln. Das haben sie unterlassen und da liegt ihre unverzeihliche Verfehlung. Ich blieb also vorläufig Schüler in dem zur Realschule vergrößerten Mittelschulzug der Volksschule auf der Leopoldshöhe. Hier befreundete ich mich mit Stefan Hasten und Hans Sal. Stefan war der Sohn einer Flüchtlingsfamilie aus Ungarn und er wohnte im nördlichen Teil des Unterbaselweges in einem neuen Mehrfamilienhaus. Hans war der Sohn eines Bahnbeamten und wohnte im südlichen Teil der Bannstraße in einem kleinen Reiheneckhaus. Er war in Mathematik ziemlich gut und einige Male half er mir beim Lösen dicker Knoten. Er studierte in Freiburg Wirtschaftswissenschaften und wurde Bankbeamter. Stefan wurde in Grenzach zum Industriekaufmann ausgebildet und heiratete eine Kollegin aus der Lonzo GmbH, zog nach Wyhlen und wurde später Manager in einer Schweizer Firma, die Flugzeuge mit luxuriösen Innenausstattungen fertigt. Wie mit Bernd Schmid verbindet mich auch mit diesen beiden Män-

nen eine dicke Freundschaft. Als Schüler lernte ich eifrig die englische und französische Sprache, da mir die naturwissenschaftlichen Fächer ebenfalls nahe kamen. Sehr geliebt habe ich den Musikunterricht und dort besonders die Handharmonika. Ich besaß ein wunderbares Instrument und ich fühlte die Kraft der Musik. Für mich war der Sport im Schulunterricht anregend und das was mir dort fehlte holte ich nach bei wilden Fußballspielen überall dort wo es eine freie Fläche gab. Hier trafen sich Dutzende von männlichen Jugendlichen und bolzten mit dem Ball.

*

Die erste Begegnung mit Kultur beginnt für mich mit dem Handpuppen-Theater, das mein Vater betrieben hat und sie geht weiter mit Radiosendungen, die mit baslerisch eingefärbten Stimmen zu hören waren. Es war der Radiosender Beromünster, eine Station des Schweizerischen Rundfunk, Studio Basel. Selten, bei Nachrichten oder Übertragungen von Spielen der deutschen Fußballnationalmannschaft, brachen schriftdeutsche Laute in die Wohnküche ein. Weihnachten, Ostern und Pfingsten, also bei den höchsten Feiertagen der katholischen Christenheit, kam Familie zu Besuch oder wir gingen zu jemandem aus der Familie. Für mich war an Sonn- und Feiertagen der Kirchengang Pflicht. Obligatorisch ging ich dann zur Messe in die Kirche St. Peter und Paul, dort wo ich getauft worden bin und wo ich zum ersten Mal zur Heiligen Kommunion ging. Die große Stille im dunklen, hohen Kirchengewölbe hat mich immer wieder beeindruckte. Menschen mit gebeugtem Rücken, kniend und den Kopf gesenkt. Der Meßdiener durchbrach diese Idylle, wenn er am Tabernakel vorbei lief und eine heuchlerische Verbeugung vollzog. Bei großen Familienfeiern mußten meine Eltern ihre Distanz zur Kirche aufgeben.

„Seit dem ich im Krieg war, will ich nichts mehr von der Kirche hören und sehen. Ich habe zuviel gesehen. Die Kirche ist für mich unglaubwürdig, hat sie doch Kanonen gesegnet“, sagte mein Vater.

Meinen Vorschlag doch aus der Kirche auszutreten und die Steuer einzusparen verneinten sie und beide meinten unisono, „An etwas muss man doch glauben“. Mutter

ergänzte freigiebig, „Scheinheilig sind wir auf gar keinen Fall“. Am Tag zuvor war ich bei der Beichte gewesen und hatte diese unangenehme Übung über mich ergehen lassen, als wäre es ein Naturereignis. Manchmal sprachen wir uns ab, welche Sprachregelung wir dem Priester im Beichtstuhl entgegen bringen wollten. „Ich habe Unkeusches gedacht“, war dann meist der rhetorische Höhepunkt meiner samstäglich Beichte und konnte nach zwei Ave Maria und drei Vaterunser erleichtert die Kirche wieder verlassen. Mit solchen Gebeten ausgestattet und versehen mit den Weihen eines Pfandfinders der katholischen Pfandfinder vom Heiligen Georg marschierte ich durch meine Jugend. Um den Hals trug ich ein silbernes Amulett mit einem Christopherus und dem Kind, das ich von meiner Mutter geschenkt bekam. Jeden Abend, vor dem Schlafen setzte sich meine Mutter an mein Bett und wir beteten gemeinsam. Ansonsten war mein regelmäßiger Kontakt zur Kirche garantiert im wöchentlichen Religionsunterricht, zusammen mit den katholischen Mädchen aus der Parallelklasse. Fester Bestandteil der katholischen Erziehung jedoch war die reine Moral und derjenige der dieses Prinzip lehren sollte war selbst Opfer dieser Moral geworden. Pfarrer Dabatin wurde nachgesagt, er hätte deswegen Weil verlassen müssen, weil er mit seiner Haushälterin ein Kind gezeugt hatte. Diese moralische Verfehlung des wichtigsten Vertreters der bigotten Moral eröffnete auf der anderen Seite Freiräume, für einen Sexomanen wie ich es bereits damals schon war. Ab diesem Zeitpunkt konnte ich beruhigt masturbieren, denn die Story mit dem Rückenmark, das dabei schwinden sollte, glaubte ich nicht mehr. In jenem ersten Jahr nach Pfarrer Dabatin hatten wir frisch von der Universität einen Vikar bekommen der uns in Religion unterrichtete. Ein Teil seines Unterrichts bestand aus der Darlegung des historischen und des philosophischen Materialismus nach den Anschauungen des Karl Marx und Friedrich Engels. Wenn der Vikar nicht konnte, sprang für ihn Fräulein Weiß in die pädagogische Bresche. Sie war vollständig überfordert mit der Erziehung von pubertierenden Jugendlichen und als ich es einmal zu wild getrieben hatte, wurde ich mit „Tatzen“ bestraft, ja gezüchtigt. Dazu musste ich vor die Klasse treten, eine Hand ausstrecken, mit der Innenseite nach oben. Fräulein Weiß stand neben mir, hielt mit ihrer linken Hand das Handgelenk meiner rechten Hand und schlug mit dem Rohrstock oder ei-

nem langen Lineal, das sie in der rechten Hand festhielt, auf meine ausgestreckte Hand ein. Ich zog und rüttelte an der Fixierung, aber ich war zu schwach um sie zu besiegen. Ein heftiger, weil spitzer Schmerz entstand bei jedem Schlag den sie ausführte. Ich biß die Zähne aufeinander, um ja nicht vor Schmerzen laut zu brüllen oder gar, was ich für noch schlimmer gehalten hätte, um zu weinen. „Sst, Sst“, sauste der Rohrstock auf meine sofort nach dem ersten Schlag geröteten Finger. Nach fünf Schlägen beendete sie diese Tortur und ließ mich wieder auf meinen Platz zurück. Da saß ich nun wie ein geprügelter Hund, spürte den Schmerz und aufkeimenden Hass ob dieser Grausamkeiten. Aber auch in anderen Fächern praktizierten prügeln und cholerische Lehrer auf uns ein. Ich weiß nicht mehr wie viele Stöcke ich auf Rücken zerbrechen sah, weiß nicht mehr wie oft ich solche makaberen Schauspiele erleben musste. Jedes Mal war es in der Klasse so still, man hätte eine Nadel auf den Boden fallen hören können. Einmal habe ich es erlebt, dass ein Schüler sich diese Prügeleien nicht mehr gefallen ließ. Es war Norbert Rolla, der vom Englischlehrer bedroht worden war. Plötzlich stand Norbert auf, nahm die Fäuste hoch und sagte „Na los, boxen wir es fair aus. Wir werden dann sehen wer der Stärkere ist“, Totenstille im Klassenzimmer. Der Lehrer drehte sich nach kurzer Zeit auf dem Absatz um, und verließ den Raum. In der Zwischenzeit versammelten wir uns um Norbert und versicherten ihm unsere Solidarität. Endlich hatte sich einer dieser üblen Pervertierung der Schule entgegen gestellt. Wir waren fassungslos und begeistert zu gleich. Kurze Zeit später öffnete sich die Tür zum Klassenzimmer und der Lehrer kam zusammen mit dem Rektor und zwei Hausmeistern in den Raum. Norbert wurde aufgefordert seine Sachen zu packen und mit zu kommen, wenn er noch verhindern wollte, dass die Polizei ihn abholt. Er beugte sich dieser Übermacht und verließ uns als Held. Meinem Vater hatte ich berichtet, dass mir die Prügeleien der Lehrer zu viel sind, dass ich nicht mehr weiter machen kann. Und da zeigte er sich energisch, er ging in die Schule und beschwerte sich beim Rektor über diese Situation und kam mit breiter Brust nach Hause. „Wie war es?“, fragte ich ihn vorsichtig. Er antwortete, „Ich habe ihnen gesagt, dass ich das nicht haben will, dass du in der Schule verprügelt wirst. Ich habe ihnen gesagt, dass wenn einer das tun darf, dann bin ich das ganz allein“, vollendete er in

seiner gewohnt theatralischen Art und Weise den Satz. Einmal äußerste er sich sehr unvorsichtig, ja stürmisch zur Bedeutung des Religionsunterrichtes und er meinte, „Für mich ist es nicht wichtig das du in Religion ein gute Note bekommst!“. Da die Ansichten meines Vaters für mich Gesetzescharakter hatten, brachte ich mit dem nächsten Zeugnisheft eine mangelhafte Note für Religion mit nach Haus. „So war das nicht gemeint, Bub, das nächste Mal möchte ich eine bessere Note sehen“. Ich war geplättet, weil mein Vater zugegeben hatte, dass er einen Fehler gemacht hat. Aber die Sache war danach vom Tisch. Zwei Ereignisse warfen mich in meiner schulischen Entwicklung weit zurück. So weit, dass ich mich nur mit viel Glück und dem Wohlwollen anderer davon erholen konnte. Eines morgens wachte ich mit Bauchschmerzen auf und hektisch wurde Dr. Grollmann, der Hausarzt gerufen und er diagnostizierte eine Entzündung des Appendix. Ich wurde schnellstens ins Krankenhaus in Lörrach eingeliefert. Da lag ich nun in einem Drei-Bett-Zimmer und wurde auf die, für den nächsten Tag angesetzte, Operation vorbereitet. Ich schlief nicht gut in jener Nacht und am nächsten Tag fühlte ich mich wie gerädert. Man legte mich auf ein rollendes Krankbett und schob mich durch die langen Flure des Krankenhauses bis in den Operationssaal. Die ganze Umgebung war weiß und wirkte unglaublich hell und steril. Schließlich musste ich auf den Operationstisch klettern, die Angst hatte mich schon im Griff, legte den Kopf auf den harten Untergrund und starrte ängstlich zur Decke. Dann stülpte mir jemand von hinten eine Gummimaske über Nase und Mund und nach wenigen Sekunden war ich bewußtlos. Als ich am späten Abend wieder erwachte, hatte ich zwar keine Schmerzen, konnte mich aber nicht bewegen und fiel gleich wieder in einen langen Schlaf. Am nächsten Morgen öffnete ich die Augen, ein Stöhnen hatte mich geweckt, und als ich den Kopf drehte, sah ich im Nebbett einen Jungen, etwas älter, der das Stöhnen verursacht hatte. Ich konnte ihm nicht helfen und war darüber doch bedrückt. Mein nächstes Problem stand bevor, ich musste meinen Darm entleeren. Dazu bekam ich eine „Pfanne“ unter den Hintern geschoben und nach einigen Versuchen gelang mir das mühselige Geschäft. Eine Schwester kam, zog die Pfanne hervor und ich sah - grünen Kot, eine Auswirkung der Medikamente und der Betäubung. Puh, ich ekelte mich und konnte die aufkommenden Kotzgefühle

unterdrücken. Leider bekam ich nur wenige Male Besuch, von Mutter, ansonsten blieb ich die ganze Woche mir selbst überlassen. Freunde oder andere Besucher aus der Familie verirrten sich nicht zu mir und ich fühlte mich darüber verlassen. Ob diese traumatischen Erfahrungen wirklich nötig waren, bezweifle ich noch immer und seit ich erfahren habe das es damals bei den Chirurgen bundesweit Mode war, Blinddarmoperationen durchzuführen, bekamen meine Zweifel begründete Nahrung. Durch diesen Aufenthalt im Krankenhaus verlor ich für einige Wochen den Anschluß an die Entwicklung meiner Schulklasse. Mit Mühe schaffte ich dann doch noch die Versetzung, jedoch war durch diesen Rückschlag mein Schwung und meine Hingabe fürs Lernen gedämpft.

*

Pubertierend verbrachte ich viele Stunden in stummer Verzweiflung und Sehnsucht unter Fenstern und Balkonen, um Anneliese, Babs oder Gaby mit meiner Elvis-Tolle zu imponieren. Leider wurden die Mädchen genauso verspießt und autoritär gehalten wie es bei uns Buben der Fall war. Einzig Lore Kraft, sie hatte anscheinend ein liberales Elternhaus, was sich bemerkbar machte an ihrem freien Ausgang, stellte sich als zugänglich heraus. Ich traf sie im Nonnenholz unterm Bahndamm und wir küßten uns bei strömendem Regen auf den Mund - was für ein Erlebnis. Dafür schwänzte ich gerne das Jugendtraining des Fußballvereins. Wenigstens für wenige Stunden konnte ich ein kleines Glück erleben. Die Küsse auf den Mund von Lore waren das höchste der Gefühle, was ich damals erleben konnte. Hier registrierte ich atemberaubende kulturelle Veränderungen bei mir und meinen Schulfreunden. Das begann damit, dass die meisten plötzlich englischsprachige Musik, den Rock'n Roll, den Blues und den Jazz hörten. Ich besaß in jener Zeit ein kleines Transistorradio, etwas kleiner als eine Zigarrenkiste und einen Plattenspieler, auf dem ausschließlich 45er Platten abgespielt werden. Dazu kam meine erste Jeans, von der Marke Wrangler, die ich voller Stolz trug, obwohl ich eigentlich eine Hose von Levis wollte. Ich hatte ein intensives, wenn auch sporadisches, und doch freundschaftliches Verhältnis zu einer gleichaltrigen

Schönen, mit dem Namen Mara. Sie ist die Tochter von Tante Hedy und Onkel Alfred. Sie waren nicht wirklich mit uns verwandt, aber da wir mit ihnen gut konnten, wurden sie zu Onkel und Tante deklariert, und so zu Mitgliedern der Familie. Ali war als Betriebsmaler im Chemiebetrieb von Vater, und Mutter mochte die dickleibige Hedy wohl auch deshalb, weil sie dann darauf hoffen konnte, dass ihr Mann sie nicht angrapschen würde. Mara und ich hatten aneinander gefallen gefunden und wir verbrachten, so oft es ging, gemeinsame Nächte. Der Trick der uns zusammen in ein Bett brachte war so einfach wie genial. Meist an Samstagen, es gab noch kein TV, saßen die Eltern bis in die Nacht zusammen, und da wir uns in dem Alter befanden, in dem man früh ins Bett gelegt wurde, nutzten wir diese simple Ungerechtigkeit zu unserem frühen Glück. Wir bedrängten dann die Erwachsenen dazu, die Genehmigung zu geben, dass ich bei ihnen übernachten konnte. Nach einigem hin und her, für uns beiden Verliebten waren das Ewigkeiten, sagte dann eine der beiden Mütter „Ach der Junge hat schon ganz müde Augen“, und wir wurden ins Schlafzimmer verfrachtet. Es musste einige Zeit vergangen sein, bis wir uns sicher fühlen konnten. Dann rutschte wir unter die Bettdecke. Was es da alles zu sehen, zu betasten und zu riechen gab. Herrliche Fältchen, Häutchen und wilde salzige Düfte sammelten sich an den zentralen Stellen zwischen den Beinen. Sie streichelte meinen Penis, unter dem sich noch keine Hoden versammelt hatten und ich entdeckte ihre zierlichen Schamlippen, zwischen denen hindurch ich einen Finger stecken konnte. Vom Geruch ihrer jungfräulichen Möse fühlte ich mich jedes Mal wie betrunken, wie berauscht. Es war frühkindliche Sexualität die wir erfahren hatten und viel später, bereits als Erwachsener, erinnerte ich mich an den Beginn dieser zärtlichen Gemeinsamkeiten bei der Konfirmationsfeier von Peter Höfer. Seine Mutter Lisbeth Höfer war eine Schwester von Wilhelm Müller. Alle Kinder und Jugendlichen saßen wegen akutem Platzmangel, im separaten, kleinen Zimmer und ich setzte mich unmittelbar neben Mara. Während ich mit der linken Hand Schwarzwälder Kirschtorte verzehrte, grapschte ich mit der rechten Hand an ihren Strapsen und spürte dann einen Samenerguß, hinein in meine beste Hose. Einige Jahre waren ins Land gegangen, da versuchte ich es erneut, mich an Mara heranzumachen. Zusammen mit meinem alten Freund Bernd besuchte ich sie zu

Hause. Ali und Hedy waren zur Arbeit und so schien die Situation günstig zu sein, um es zum ersten Mal zu machen. Mein Freund Bernd hatte mich auf diese Unternehmung heiß gemacht.

„Mensch, du bist doch verrückt. So eine Gelegenheit mußt du doch wahrnehmen. Du hast schon mal mit ihr im Bett rum gemacht, also jetzt - auf geht's.“

Wir radelten nach Alt-Weil, klingelten und Mara ließ uns eintreten. Während Bernd sich tatenlos im benachbarten Zimmer aufhielt, tanzten Mara und ich nach den Klängen von Bert Kaempfert. Nach den sehr frühen sexuellen Erfahrungen als Kinder sollte es jetzt in der Pubertät auch gelingen, sich näher zu kommen. Jedoch war der gemeinsamer Zug bereits auf Nimmerwiedersehen abgefahren. Wir kamen über den Tanz nicht hinaus. Ich versuchte sie zu streicheln, sie zu drücken wie ich es nur konnte, jedoch musste ich schmerzvoll erkennen, dass der Auszug aus dem Kinderparadies nicht mehr aufzuheben war. Enttäuscht über die verlorene Kindheit trennten wir uns wieder, und wir sahen uns nie mehr wieder.

Eine andere Liebe verband mich mit Sylvia Egger, meine Kusine aus Riehen. Sylvia war für mich die Inkarnation des Schönen und Weiblichen und ich konnte mir überhaupt keine Zukunft ohne sie vorstellen. Sie ist die Tochter von Tante Gertrud und ihr gestand ich ihr voller Stolz und Vertrauen „Ich möchte Sylvia mal heiraten“. Mit einem zurückgehaltenen Lachen klärte sie mich darüber auf, dass dies nicht möglich sei. „Sylvia kannst du nie heiraten, weil ihr zwei verwandt seid“, antwortete sie ganz ernst. Für mich war diese Erklärung wie eine kalte Dusche und ich fühlte mich fürchterlich enttäuscht und gedemütigt.

Doch es gab noch andere Mädchen in der Umgebung, in der Nachbarschaft, in die ich mich, so wie ich war, verlieben konnte. Schneidermeister Trefzer war ausgezogen und seine Nachmieter der Fahrschullehrer Schneider zog ein. Seine Tochter Ursula Schneider erregte mein sexuelles Interesse. Dieses weibliche Subjekt meiner Begierde trug ich eines nachmittags auf Händen in den Kohlekeller und wir küßten und fummelten an uns herum. Noch Jahre danach hatte ich ein schlechtes Gewissen deswegen und glaubte etwas Unrechtes getan zu haben. Sexualität machte mir äußerst angenehme Gefühle den ich dann aber ausgeliefert war. Als ich mal meine Mutter aus

dem Schlafzimmer stöhnen hörte, fühlte ich mich moralisch nicht gut dabei, weil mir diese Geräusche unangenehm vorkamen. Üblicherweise wurde das Thema Sexualität als „Thema Nr. 1“ bezeichnet, bei dem ich mir sehr viel und sehr wenig vorstellen konnte, aber meine Einsamkeit blieb auch hier bestehen.

*

Wie der Vikar im Religionsunterricht so berichtete auch mein Vater über marxistische Geschichtsauffassung, sowie über die Theorie und Praxis des Kommunismus.

„Theoretisch ist der Kommunismus wunderbar, aber praktisch taugt er nichts. Die Russen waren sehr, sehr arm unter den Zaren, nur ein paar wenige Familien besaßen Vermögen. Die Kommunisten haben diese Ungerechtigkeit beendet und deshalb werden sie von den Russen unterstützt. Aber sieh dir die Ukrainer an, sie haben uns jubelnd begrüßt als wir dort einmarschiert sind, doch das haben die Nazis in kurzer Zeit alles wieder verspielt“, sprach er mit wichtiger Miene.

Später wandelte er sich von einem Nationalisten zu einem militanten, aber autoritären Antimilitaristen. Jedes Militär, speziell das deutsche, hielt er für pure Geldverschwendung und er kritisierte die unselige Militärtradition in Deutschland und hatte damit ein Feld gefunden, das es ihm erlaubte seinen Hass und seine Frustrationen auszuleben. Er prophezeite neue deutsche militärische Abenteuer und so kam es dann auch:

„Die Deutschen haben immer noch nicht genug. Sie werden es wieder und wieder militärisch versuchen. Ich weiß es genau. Ich kenne die Deutschen, ich habe sie kennengelernt und weiß sie sind anfällig für militärische Ordnung. Nach dem nächsten Krieg wird Deutschland noch so groß sein wie Baden. Mehr wird nicht übrig bleiben von dieser militaristischen Großmannssucht. Glaube es mir, mein Sohn, ich weiß Bescheid, mir können diese Herrschaften nichts mehr vormachen.“

Nach einer kurzen Pause setzte er seine emotionale Agitation fort und erklärte wie hirnverbrannt er es empfand, dass von den Vertriebenen noch immer Besitzansprüche im Osten lautstark angemeldet und in der konservativ und reaktionären politischen Landschaft aufgenommen und verstärkt wurden. Wütend über das eigene Unglück

und das von Deutschland schrie er: „Sie sollen Berlin den Russen verkaufen, dann haben wir endlich Ruhe damit.“

Er sprach von „den Deutschen“, so als hätte er nie zu ihnen gehört. In diesen Distanzierungen zog er sich zurück auf den Teil seiner Seele, den ich als schweizerisch bezeichnen möchte. Er negierte damit völlig seine eigene Geschichte, seine Sehnsucht nach Akzeptanz in einer politischen Umgebung. Die Schweiz wurde für ihn zu einem Hort der holden Glückseligkeit, in dem die Demokratie vom Volk bestimmt wurde, durch Abstimmungen und Wahlen. Je mehr Zeit sich zwischen ihm und seinem Leben in der Schweiz anhäufte, um so mehr erwachsen die Schweizer Verhältnisse zu einem paradiesischen Zustand: Vaters Land.

Als ich mich in meinem ersten Überschwang, ausgelöst durch die Rebellion von 1968, politisch äußerte und dabei den Sozialismus als Lösung aller Probleme bezeichnete, stieß ich auf seine harte Abwehr. „Ich lehne jede Diktatur vollständig ab, ob von links oder von rechts. Wir brauchen ein politisches System so wie es in der Schweiz besteht. Dort kann das Volk selber bestimmen welche Gesetze es annimmt oder verwirft und die Regierung kann nie sicher sein ob ihre Maßnahmen vom Volk hingenommen werden. Das Referendum und das Recht auf Initiative sind die Gewähr dafür das sich kein Diktator an die Macht bringen kann. Das ist für mich die wahre Demokratie.“

Er konnte, wenn er nur wollte, sehr amüsant sein. Leider wollte er nicht immer, war unlustig, müde oder frustriert. Kam er mal so richtig in Rage, dann gab es für ihn kein Halten mehr, dann lief er zur Hochform auf. Seine pathetischen Tiraden, voller Hass und Wut vorgetragen, endeten dann immer wieder in einer allgemeinen politischen und verzweifelten Anklage über die Deutschen, ihre Geschichte und ihre Unfähigkeit zu Lernen. Er war ein Verehrer von Franz-Josef Strauß, der reaktionärste Politiker seiner Generation. Vater nannte ihn *Straußli*, aber er hielt ihn für einen gewieften Machtmenschen dem er alles zutraute. Für meinen Vater war er der politische Sprecher der ehemaligen Weltkriegssoldaten.

Lange Zeit konnte ich meinen widersprüchlichen Vater überhaupt nicht verstehen, ich fühlte mich von ihm erdrückt durch seine politischen und historischen Kenntnisse und

wußte kein Mittel mich seiner Agitation zu erwehren. Ich konnte und wollte seine Sicht der Dinge nicht total annehmen und musste dann später immer wieder zu meinem großen Entsetzen feststellen, dass er in einigen Fragen Recht behalten hatte. Ich glaube, es ist ihm im wesentlichen darauf angekommen. Einmal trafen wir uns in einem Café in einem Kurort am Rhein, bei einem seiner Kuraufenthalte und wir sprachen zusammen über den Krieg und seine Fronterlebnisse. Mittlerweile waren die Jahre über unseren Streit hinweg gegangen und die Ängste davor, den anderen zu verletzen waren größer geworden. Er hatte Angst davor das ich ihn deswegen als Mörder sehen würde, was ich auch tat. Es gelang uns nicht unsere Gegensätze zu überbrücken. Wir blieben in den Schützengräben unserer Generationen und konnten daran nichts ändern.

*

Von der Schafackerstraße zogen wir in eine größere Wohnung in den ersten Stock im Unterbaselweg. Mühelos hatte ich mich in die neue Situation eingewöhnen können. Kein Wunder, ich war von Familie umgeben. Ich war damals sehr hübsch anzusehen und mein Verhalten war meistens ohne Fehler und Tadel. Weiter oben, in der östlichen Hälfte des Unterbaselweges wohnte Fritz Hutter, mit dem ich mich anfreunden konnte. Es schien so als könnte ich mehr Freunde finden, wenn ich immer nur weit weg gehen würde vom Elternhaus. Das Haus gehörte meiner Großmutter Regina und meine Mutter hatte eine besondere Beziehung dazu, weil sie mit ihren Geschwistern geholfen hatte, es zu erbauen. Die Wohnung hatte drei Zimmer, eine große Wohnküche, ein enges Badezimmer und einen Balkon in südöstlicher Richtung. Hier hatte ich nun zum ersten Mal ein eigenes Zimmer mit einem richtigen Bett. Außerdem standen die Möbel des ausrangierten Wohnzimmers in meinem Zimmer: vier Sessel, ein runder Tisch und ein Schrank mit einer Glasvitrine. Das ganze in schwarzlackiertem Kirschbaumholz mit roten Polsterbezügen. Diese Möbel hatten der neuen Möblierung weichen müssen, die durch den Umzug in die größere Wohnung fällig geworden war. Damit war das schöne, weil helle und geräumige Zimmer vollständig zugebaut. Mein

Aktionsradius beschränkte sich daher auf den kurzen Weg zwischen Tür und Bett. Der Rest des Raumes spielte keine Rolle in meinem Leben. Wie im Wohnzimmer stand auch in meinem Zimmer ein schmaler, eiserner Kohleofen der selten geheizt wurde. Deshalb zog ich es vor, meine Schulaufgaben am Küchentisch zu erledigen. Ein Schreibtisch war für uns leider nicht vorgesehen gewesen und ich muss sagen das ich das lange Zeit gar nicht bemerkt hatte. Mein Bett stand in der rechten Ecke des Zimmers und diese Lage ermunterte mich, Bilder aus der *Bravo* auszuschneiden und mit kleinen Nadeln an die Tapete zu heften. Auf meiner Nachtkonsole stand ein Wecker und ein kleines Transistorradio mit Teleskopantenne. Im Bett liegend hörte ich Radio Luxemburg gesendet entweder aus dem Fürstentum Luxemburg oder aus London. In einer französisch sprachige Sendung *salut le copain*, sie kam entweder aus der französisch sprachigen Schweiz oder aus Frankreich, konnte ich zum ersten Mal Blues, Rock und Jazz hören. Im deutschen Radio oder Fernsehen war noch bis Mitte der 1960er Jahre nichts dergleichen zu sehen.

Ich las Bücher mit historischen Inhalten die man mir zum Geburtstag oder zu Feiertagen schenkte und ich las Hefte wie *Billy Jenkins*, *Perry Rhodan*, *Kommissar X*, *Jerry Cotton* oder andere Science-Fiction-Bücher. Davor las ich alle Comics die mir in die Finger kamen, speziell aber *Mickey Maus*, *Tarzan*, *Batman*, *Superman* et cetera, et cetera. Bei diesen kulturellen Erfahrungen mischte sich bei mir deutsche mit ausländischer Kultur und mir war aufgefallen das es im Ausland anscheinend einen anderen Umgang mit Dingen gab, als es in Deutschland der Fall war. Ein Teil meiner Sachen zum Spielen stammte aus der Zeit vor 1945. Ich hatte kleine Spielfiguren aus gebranntem Ton, die um ein Drahtgerüst geformt waren. Die Uniformen dieser Figuren, waren in brauner Farbe gehalten, hatten einen Schulterriemen der am Gürtel befestigt war und sie trugen teilweise rote Armbinden mit einem Hakenkreuz darauf. Jahrzehnte später wußte ich selbstverständlich, dass diese Figuren Parteimitglieder der NSDAP darstellten. Andere Figuren waren mit grüner Farbe angemalt, trugen Stahlhelme und Waffen und diese waren in ihrer Aufmachung den Soldaten der Hitlerwehrmacht nachempfunden. Mit der Zeit kamen zu meiner Sammlung, von der ich nicht genau weiß woher sie gekommen war, dunkelgrüne Plastikfiguren, die amerika-

nische Soldaten darstellten. Als dann noch eine Selbstfahrlaffette, ein abschussfertiger Raketentransporter dieses kriegerische Ensemble vervollständigte, war die Relativierung der Krieger vorbestimmt. Gegen die Raketen auf der Selbstfahrlaffette hatten die Soldaten keine Chancen mehr. Mit dem Kriegsspiel verbrachte ich einige Jahre meiner Kindheit. Zusammen mit den Hefromanen, wie *Rolf Toring* und *Jörn Farrow*, lebte ich in einer Phantasiewelt in der die Begegnungen der deutschen Herrenmenschen mit der amerikanischen Massenkultur meine Ansichten veränderte. Meine familiäre Erziehung hatte ich als oberflächlich und insgesamt als lieblose Angelegenheit erlitten.

Körperfeindlichkeit war das durchgehende Gebot im alltäglichen Umgang und nur einige wenige Male wurde das durch meinen Vater durchbrochen, wenn er mir auf den Hintern schlug. Wenn er eine für seine Ohren zu lärmige Runde zum Schweigen bringen wollte, schrie er, „Hier geht es zu, wie in einer Judenschule“. Und dies bei einem der wenigen Anlässe, die ich ihm bot, ansonsten war ich ein eingeschüchterter und gehemmter Junge, der so wenig wie nur irgendwie möglich war lärmte. Ich beugte mich willfährig den autoritären Anordnungen meines Vaters, nur wenn ich darüber verhandeln wollte, wie und wo ich mein freies Wochenende zu verbringen hatte, ermahnte mich meine Mutter, „Benimm dich nicht wie ein Jude“. Diesen antisemitischen Erziehungsinhalten war ich selten aber doch ausgesetzt und man kann sagen, dass sich mein Bewußtsein als Jugendlicher in größeren Teilen aus der unverarbeiteten nationalsozialistischen Rassenlehre konstituiert hat. Der ganze braune Müll war mir wie zufällig zugeflogen, fast spielerisch erlernt und es gab kaum einen Ansatz von Verarbeitung, keine Spur von Mitleid mit den Opfern der Massenmorde. Es gab kein kritisches Bewußtsein über die blutgetränkte Erinnerung, ja es war so als hätten gar keine Massenmorde stattgefunden. Die Arbeit der Verdrängung war konsequent und blieb daher erfolgreich, man verdrängte schließlich im höheren Auftrag getreu dem Vermächtnis der untergegangenen Naziregierung und ihrer wiedererstarkten faschistoiden Eliten. Basis und Überbau reichten sich die Hände zum Schwur: Immer daran denken, nie darüber reden. Keiner meiner Verwandten, einige waren an Massenmorden beteiligt, wurde je vor ein Gericht gestellt. Keiner von ihnen hat jemals

auch nur das kleinste Schuldbewußtsein sein eigen nennen können. Wie auch? Sie wurden nie verfolgt, verhört oder verurteilt wegen ihrer Beteiligung an der Vernichtung von wehrlosen Männern, Frauen und Kindern. Von insgesamt knapp über Hunderttausend staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahren gegen nationalsozialistische Täter in Westdeutschland, gab es nur etwa Sechstausend die zu Verurteilungen führten. Wenn man in Betracht zieht, dass die NSDAP mehrere Millionen Mitglieder hatte und wenn man weiterhin in Betracht zieht, dass in den Vernichtungs- und Arbeitslagern mindestens einige Hunderttausend Deutsche an den Massenmorden beteiligt waren, dann wird ersichtlich, wie niedrig der Grad der justitiellen Aufarbeitung des Hitlerfaschismus war. Gleichzeitig werden den unschuldigen Opfern der Nazijustiz und der NS-Militärjustiz, die notwendige ideelle und materielle Rehabilitation verweigert. Was soll man von soviel Dummheit und Feigheit halten?

Meine Erziehung zur fortwährend Bereitschaft für Ein- und Unterordnung in hierarchische Ordnungen sind Ausdruck meiner faschisierten Kindheit und Jugend. Aus mehreren Gründen passte ich dann doch nicht dieses Bild, denn ich fühlte die Differenzen zwischen mir und dem „Ideal“ oft schmerzhaft und kam mir deswegen verlogen vor. Ich entdeckte mich zusehends lesend, nachdenkend oder musikhörend und gefiel mir in dieser Passivität. Die badische Ruhe und der amerikanische Rhythmus sprachen mein Herz an und ich begann zu träumen. In den hellen Tag hinein träumte ich von begeisternden Abenteuern, die mich mitrissen und kaum losließen. In der Ruhe fern vom Lärm der Produktion fand ich mich selbst im Traum, der zum Traum meines Lebens werden sollte. Möglicherweise waren diese phantasievollen Träumereien eine Voraussetzung dafür, dass ich von der faschistischen Gefahr nicht nachhaltig infiziert worden war. Möglicherweise war die Übertragung der Folgen des zivilisatorischen Bruchs meines Vaters auf mich doch zu schwach. Vielleicht erreichten mich die Auswirkungen seiner schmerzhaften Brüche und bewahrten mich vor der faschistischen Gefahr. Möglicherweise war es auch einfach nur meine Lust auf Abenteuer in fremden Ländern, meine Sehnsucht nach der Herzlichkeit von Frauen und nach gutem Essen und ausgesuchten Weinen. Möglicherweise war mein Vater ein Nihilist, Mutter behauptete es über die Jahre immer wieder, der sein großes Glück und

die Erfüllung seiner Wünsche nur darin finden konnte, der es schon immer im voraus gesehen haben will, dass am Ende doch nichts bleibt von Bestand.

„Ich habe das ganz oben und das tief unten erlebt, mein Sohn, man kann mir nichts mehr vormachen“, sagte er mir hoch erregt.

Nichts entging seinem paranoiden Bewußtsein, er fand den Haken an den Dingen, als ob es die einzige Aufgabe seines Lebens gewesen wäre. Nach der Pubertät redeten wir nicht mehr miteinander. Bis dahin waren wir dicke Freunde gewesen. Er hat mir seine untergegangene Basler Welt gezeigt, von der ich nur staunend Notiz nehmen konnte, ohne seine Wehmut und seine Trauer zu registrieren. In seiner warmen Hand war ich geborgen, fühlte keinen Streß und überschaute die Gegenden die wir durchstreiften. Ich war ohne Angst mit ihm. Er war mein Held, meine Sicherheit. Und wenn es ihm gut ging auf seinen Reisen durch die Welt dann profitierte ich davon.

Als junger Mann fand ich keine Mittel und Wege um zur Befriedigung vorzustoßen. Kein Erwachsener, kein Jugendlicher, keine Frau und kein Mann waren in der Lage, mir das Nötigste über einen Weg in die Gesellschaft oder über die Beziehungen zwischen den beiden Geschlechter mitzuteilen. Viel Leid, Unverständnis und Einsamkeit wären mir erspart geblieben, hätte man mich über das Leben aufgeklärt. Ich musste bereits als Schüler arbeiten um mein schmales Taschengeld aufzubessern. Vater hatte neben seiner knochenbrechenden Fabrikarbeit noch eine Inkassoagentur für einen Schweizer Versicherungskonzern. Monat für Monat schickte die deutsche Filiale in Karlsruhe Inkassoscheine, die direkt bei den Versicherungsnehmern abkassiert wurden. Ich erledigte die Aufträge meines Vaters ohne Murren, ja ich verdiente durch diese Inkassotätigkeit, weil ich einen prozentualen Anteil erhielt und oft gab es noch Trinkgelder, die ich ebenfalls behalten durfte. Ein Nebeneffekt war der, dass ich viele Wohnungen betreten konnte, die ich ansonsten nie gesehen hätte. Bereits als Jugendlicher sah ich die tristen Wohnsilos der Arbeiterfamilien mit ihren bescheidenen Inneneinrichtungen in den Weiler Arbeitervierteln und im Kontrast dazu die wohlhabenden Häuser mit großen Glasfenstern oben am Tüllinger Berg. Hier lernte ich mich durchzuschlagen, mich auf unbekannte Menschen und neue Situationen einzu-

stellen. Brüchiges Vertrauen fand ich dabei nur bei mir selbst und bei meinen vermeintlichen Stärken und Schwächen.

Besuche in einem Basler Antiquariat neben dem Spital in der Hebelstraße an der Hand meines Vaters mobilisierten meine Vorstellungswelt. Dort in engen Fluren der dunklen Räume fand ich gebrauchte Comics, also sogenannte Schmutz- und Schundliteratur, wie die Bürgerlichen das nennen. Ich versorgte mich, zu äußerst günstigen Preisen von um die 20 Rappen pro Stück, mit spannendem Lesestoff. Hin und wieder erhielt ich von deutscher Seite zu Weihnachten oder zu Geburtstagen populäre Geschichtsbücher über Heinrich den Löwen oder Friedrich Barbarossa. Mein Vater führte mich in das Museum für Völkerkunde und in das Historische Museum am Barfüsserplatz. Dort sah ich Dinge die andere in meinem Alter nicht gesehen haben und ich war damit einer der ersten meiner Generation in Weil, der Nachbildungen von Dinosauriern und Ausstellungen über das Leben sogenannter primitiver Völker gesehen hatte. Und ich sah die Überreste mittelalterlicher schweizerischer Verteidigungsbestrebungen, in der Form von Ritterrüstungen, mannshohen Schwertern, Speießen und Mobiliar aus der Basler Geschichte. Diese Erfahrungen ermunterten mich später dazu, zielgerichtete wissenschaftliche Interessen auszubilden zur Entdeckung und Erforschung historischer und politischer Verhältnisse. Mein Vater dachte daran keine Sekunde, denn er bereitete mich vor auf einen späteren Aufenthalt in der Schweiz. Ich komplettierte später die Museumsgänge in Basel durch eine Stippvisite im Medizinemuseum, in dem embryonale Mißbildungen, Penisse und Vaginas, in Spiritus eingelegt, besichtigen werden konnten. Eine andere Form der Erziehung waren Vaters Erzählungen über die Heldentaten von Wilhelm Tell und Arnold Winkelried. Er erzählte diese Geschichten, die teilweise in historischen Dramen von Friedrich von Schiller verarbeitet sind, als wären sie tatsächlich geschehen und so als sei er als Beobachter dabei gestanden. Er war begeistert von Tells heldenhaftem Kampf gegen die Statthalter der österreichischen Feudalherren und selbstverständlich fand er die Geschichte mit dem Apfel bemerkenswert. Die Heldentaten von Winkelried waren eine Spur dramatischer für ihn und er spielte diese Sage vor, breitete die Arme aus und erklärte wie Winkelried die gegnerischen Spieße festhielt und damit die Voraussetzun-

gen für den Sieg der Schweizer Armee schuf. Bücher gab es weder in der Wohnung der Eltern noch in den Wohnungen der engeren oder weiteren Verwandtschaft. Ich befand mich inmitten einer literaturfreien Zone, die ein Beispiel darstellt für eine, an den vielfältigen Möglichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft gemessenen, kulturellen Unterentwicklung von Arbeiterfamilien insgesamt.

Mit Vaters Aufstieg vom ungelerten Fabrikarbeiter über den Vorarbeiter zum Industriemeister, erreichte meine Familie Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre den Anschluß an bundesweite Interessen und Angebote. Wir kauften einen Fernsehapparat von Grundig von der Firma Weig aus Fahrnau und mir war die Aufgabe zu gesprochen worden, die Barzahlung zu tätigen. Schließlich wurde im Wohnzimmer ein Telefonapparat installiert, der als ein Betriebstelefon der Firma Lonzo anzusehen ist. Somit waren wir (telefonischer) Betriebsteil des internen Telefonnetzes der Fabrik. Wenn ich jemanden anrufen wollte musste ich die Telefonzentrale anrufen, die gewünschte Nummer angeben und auflegen. Nach Feierabend und an Sonn- und Feiertagen übernahmen die Pförtner des Betriebs diese Aufgabe. Wurden wir angerufen meldete sich die Telefonzentrale oder die Pförtner und meldeten den Anrufer an. Vater brach nun auf zu Geschäftsreisen zu in- und ausländischen Zielorten, was sich aus seinem Aufstieg ergab. Vierteljährlich kamen nun die bekannten Hefte der Bundeszentrale für Politische Bildung ins Haus und ich las mich darin fest. So wurde ich informiert über die offiziellen Standpunkte von Politik und Geschichte in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren. Zu meiner Lektüre gehörten schließlich Zeitschriften wie *Hör Zu*, *Quick*, *Praline* oder *Stern*.

Einmal jährlich zogen wir in den Sommerurlaub und die ersten Stationen waren kleine Orte im südlichen Schwarzwald mit wohlklingenden Namen wie Schönau oder Entenburg. Danach zog es die Eltern in die nahe gelegene deutschsprachige Schweiz, zuerst nach Lampenberg im Kanton Basel-Land und danach folgten mehrere Ferienaufenthalte in verschiedenen Dörfern im Berner Oberland. Dort hießen die Orte Blumenstein, Steffisburg und Falkenflue. In diesen immer sehr kleinen Dörfern, in denen der Hund begraben ist, musste ich meinen Urlaub verbringen. Von Begeisterung war da nichts zu spüren, denn es gab keinerlei Attraktionen für Jugendliche, nur der Be-

such eines öffentlichen Schwimmbades in Steffisburg bildete ab und zu einen Höhepunkt im täglichen Urlaubseinerlei. Vater wollte seine Ruhe haben und dafür musste die ganze Familie Verständnis aufbringen - Widerspruch war nicht möglich und wurde weder von mir noch von Theresia formuliert. Vater befahl und wir folgten seinen Befehlen. Seine Fähigkeit zum Austausch waren beschränkt, er war es gewohnt, durch seine Tätigkeit im Fabrikmilieu, auf Befehl und Gehorsam zu reagieren. Verhandeln, Kompromisse schließen, abwägen und dann Entscheidungen treffen, waren in seinem Repertoire kaum vorhanden. Darunter litt die Familie bis zum Überdruß, weil sämtliche Bewegungen entweder im Hau-Ruck-Verfahren durchgeführt werden mußten oder es breitete sich eine lähmende Stille aus. Wir verbrachten den Urlaub in den Bergen, wo Vater durch die Wälder und über Wiesen streifte, um den Hals ein Fernglas gehängt und in der rechten Hand einen Holzstecken: Partisanenkampf im Schwarzwald und im Berner Oberland? Jedenfalls erlebten wir die Schönheit des Berner Alpenvorlandes und wir sahen ab und zu, bei guter Sicht, die Alpen deutlich vor den Augen. Ich ließ mir Geschichten erzählen von der sagemuwobenen Schweizer Alpenfestung, dorthin sollte sich die Schweizer Regierung und ihre Armee zurückziehen, falls die Truppen Hitler-Deutschlands einfallen sollten. Vater fand diese Erzählungen anziehend, blieb aber letztlich doch auf seiner großdeutschen Sicht sitzen und behauptete dann, als wir unter Deutschen waren, dass die „SS-Division Hitlerjugend genügt hätte, der freien Schweiz ein Ende zu machen“. Doch solche Phantasien schmerzten ihn zutiefst in seiner verletzten, weil gespaltenen Seele. Er hatte doch fast dreißig Jahre in der Schweiz gelebt und das Resultat war eine merkwürdige Spaltung seiner Interessen und Sympathien im Spannungsfeld zwischen deutscher und schweizerischer Kultur. Er hat diesen Bruch seiner Identität nie überwinden können und noch als Greis schimpfte er unverhohlen über sein Unglück, dass er sich anscheinend selbst eingebrockt hatte. Das große Dilemma meiner Familie war also so, während Onkel Johannes sowie Hermann, der Freund meines Vaters und mein späterer Taufpate, für die Schweiz die Grenze gegen das Deutsche Reich bewachten, der andere Teil der Familie für Hitler um die Weltherrschaft kämpfte und es hat nicht viel gefehlt, dass es auch hier zu einem offenen Krieg gekommen wäre.

Im Grunde genommen ist die Geschichte meiner Familie die Geschichte einer deutschen Gastarbeiterfamilie in der Schweiz. Dieser merkwürdige Fremdenstatus im bürgerlichen Kanton Basel der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hat das Schicksal meiner Familie geprägt. Die Integration in die Riehener oder Basler Gesellschaft war nicht geglückt und der verlorene Krieg symbolisierte für meine Familie mehr als die Niederlage des deutschen Staates, für uns war es zugleich der Ausweis gescheiterter Träume und Hoffnungen auf ein besseres Leben. Drei Kinder der Großeltern hatten bereits zu lange in Städten der Schweiz gelebt, als dass sie sich ohne Probleme in deutsche, zumal kleinstädtische Alltagsbefindlichkeiten hätten integrieren können. Allein die Tatsache, dass sie auf dem Papier Deutsche waren, gab ihnen keine Möglichkeiten an die Hand, sich in deutsche Traditionen und Verhaltensweisen problemlos einfügen zu können. So blieben sie eben auch in Deutschland fremd und unglücklich.

Im Urlaub im Fremdenort Grindelwald, im Berner Oberland, wurde Vater von einer englischsprechenden Touristin angesprochen und er, der Englischen Sprache nicht mächtig, verwies sie an mich. Ich sprach mit ihr und bemerkte gleichzeitig wie stark die Glücksgefühle meines Vater waren, als er feststellte das ich leidlich das Englische beherrschte. Das war ein Höhepunkt in der Beziehung zwischen meinem Vater und mir. Sein Stolz übertrug sich auch auf Theresia und so ging diese Erfolgsgeschichte aus dem Berner Oberland mehrere Jahre durch die Familie. Mir jedoch war es zuwider, vorgeführt zu werden wie ein geschmückter Pfingstochse. Ich wußte, so selbstkritisch war ich mittlerweile geworden, dass ich in der Schule im besten Fall nur mittelmäßige Leistungen brachte und dies auch nur wenn ich in der Lage war mich tüchtig anzustrengen. Leider blieb diese Bewunderung für meine Leistungen auf einer oberflächlichen Ebene stecken und erreichte keine Verbindlichkeiten für eine geregelte finanzielle Unterstützung. Ich befand mich immer wieder in einer von den Eltern entwickelten Zwickmühle, die auf der einen Seite gekennzeichnet war durch ihren Stolz auf meine schulischen Leistungen und ihrer Unfähigkeit mir ausreichend finanzielle Hilfe und ideellen Beistand zu leisten. Immer wieder hatte ich das Gefühl, und das wurde durch ihr Verhalten bestätigt, dass es für sie angenehmer gewesen wäre, wenn

ich nach acht Jahren von der Volksschule abgegangen wäre, so wie sie es getan haben. Vater hatte von seinem Kollegen, dem Kassierer des Sportvereins, eine Ferienadresse an der Adria erfahren, und nun verlagerten sich unsere Ferienzele nach Italien, an die Adria. Der Endpunkt dieser Entwicklung Richtung Süden lag im berühmten Ferienort Riccione. Dort fand Vater die Hotel-Pension Garden, geleitet von der Familie Conti, die diese Herberge seit mehreren Generationen führte. Seit damals, also über drei Jahrzehnte lang, hatte die Familie kein gemeinsames anderes Urlaubsziel mehr angesteuert. Wollte man sich mit den Kaisers im Urlaub treffen, so musste man den Weg und einen Aufenthalt in Riccione auf sich nehmen.

*

Damals begann der Prozess meiner Entfernung aus der Familie. Sie wollten mich nicht mehr sehen, wollten nichts mehr mit mir zu tun haben und am Ende fanden ihre Hochzeiten und Taufen, Beerdigungen und Geburtstagfeiern ohne mich statt. Ich wurde entsorgt wie ein alter Kaugummi. Ich bin mir sicher, dass die Traumatisierungen die mir durch die Familie zugefügt wurden genauso schmerzhaft sind, wie die, die mir die Gesellschaft bereitete. Personen besetzen Plätze und Teile dieser Plätze sind gesellschaftlicher Natur, obwohl sie persönlich genommen werden. „Der nimmt alles persönlich!“, rief einer aus, auf dessen abstrakte, ja unpersönliche Argumentation ich mit einem persönlichen Argument antwortete. Mein Weg war davon geprägt, dass ich diese oder ähnliche Verletzungen zu ertragen hatte, dass ich mich in mein vermeintliches Schicksal einfügte, weil ich gar nicht wußte wie es zu verändern war. Es war ein Teil meiner Selbst und ich war mir lange Zeit nicht so nahe gekommen, mein Selbst auch distanziert sehen zu können. Diese Möglichkeiten habe ich mir dann schließlich erarbeitet, sie kamen dann zu mir als ich nie damit gerechnet hatte. Ich musste kämpfen, wenn ich etwas erreichen wollte. Erst dann konnte ich sagen, okay, es gibt keine Alternativen, keine Ausweichmöglichkeiten und keine Fluchten. Durch diese störrische Haltung war ein gütliches Auskommen ohne grundlegende Konflikte mit mir nicht mehr möglich. Meine alte Welt war zusammengebrochen und die neue

war nicht in Sicht. Meine Entwicklung ist ohne die einseitige Politisierung durch meinen Vater nicht denkbar. Einseitig war es deshalb, weil er die Deutschen und Deutschland in den schwärzesten Farben malte und dagegen die demokratische, plebiszitäre Schweiz in den Himmel lobte. Er ging dabei so weit, dass er seine Prinzipien in puncto Gesetzestreue über den Haufen warf und mir vorschlug:

„Junge, geh in die Schweiz. Such dir einen Arbeitsplatz in Basel und ich werde dir helfen, dass du bei den Behörden angemeldet wirst“.

Damals lebte meine Cousine Barbara bereits in der Schweiz, in der Nähe von Basel auf der südlichen Seite des Rheins. Sie hatte dem Druck der Familie nachgegeben und war mit ihrem Mann und ihrer Tochter und mit Sack und Pack über die Staatsgrenze gezogen. Sie sollte in der Planung meines Vaters, die Deckadresse abgeben, unter der ich mich dann pro forma in der Schweiz anmelden sollte. Ich wies diese Offerte meines Vaters empört zurück. Damit hatte ich bei meinem Vater ausgespielt ohne das ich es wußte. Es sollten dann nur noch Jahre der völligen Entfremdung statt finden, eine solche Nähe zwischen uns beiden, wie er sie damals angeboten hatte, sollte bis zu seinem Tod nie wieder sein. Seine Sehnsucht nach einem Leben in der Schweiz war so stark und er übertrug diese Sehnsucht auf mich, seinen Sohn und ich wehrte mich mit Händen und Füßen gegen dieses Ansinnen. Ich war schon so demoralisiert und kleingemacht, als wäre ich bereits doppelt so lange dem Druck ausgesetzt gewesen. Das übliche Reaktionäre hatte sich schon in mir breit gemacht, durch meine Erziehung und durch den publizierten Müll der Medien des Adenauer Deutschlands. Vater wollte nicht, dass ich mich in die deutsche Gesellschaft integriere, er wollte nicht dass ich Deutscher werde und er versuchte dies mit allen seinen Mittel zu verhindern. Deshalb seine Ablehnung meiner schulischen Entwicklung, deshalb die panische Abwehr jeder Identifikation mit allem was deutsch war oder auch nur so aussah. Er sympathisierte mit der Bewegung für ein unabhängiges Baden, über das zweimal nach 1945 abgestimmt wurde und wobei er jedes Mal die Ablehnung dieses Ansinnens fest stellen musste. Jedes Mal hatte die Mehrheit in Baden gegen eine Fusion gestimmt und nur durch die Manipulation der Zählweise gelang es den Betreibern, das Ereignis nach ihren Vorstellungen umzufunktionieren. Dass dieses südwest-

liche Gebiet schon früher lange, lange Zeit einen gemeinsamen politischen und sozialen Raum bildete spielte für meinen Vater keine Rolle. Für ihn waren die Deutschen nicht zähmbar und er trat insofern die Flucht nach hinten an, als er die politischen Verhältnisse in der Schweiz zum ewigen Vorbild erklärte. Die Auswirkungen dieser Obsession blieben nicht ohne Auswirkungen auf mich. Ich spürte zusehends wie seine Spuren an mir, an meinem Leben deutlich wurden. Es war grausam sich so zugerichtet zu fühlen und es war grausam keine Antworten zu haben auf Fragen, die sich nur sporadisch einstellten und den intimsten und familiärsten Rahmen und Inhalt betrafen.

*

Meine Eltern hörten davon das ich die Schule wechseln könnte. Mein Notendurchschnitt erlaubte dies und so kam ich auf das Wirtschaftsgymnasium nach Lörrach. Ich nehme an, dass sie ihren „Fehler“ mit Meersburg wieder gut machen wollten. Wir hatten Jahre lang kein Wort mehr über die Sache mit Meersburg gesprochen und jetzt taten sie so als könnten sie zu dieser Möglichkeit ihres Sohnes nicht mehr nein sagen. Nun saß ich in einem hellen Klassenraum mit noch weiteren zwanzig Schülerinnen und Schülern zusammen, die meist aus den gehobenen kleinbürgerlichen Kreisen des Establishments kamen, und die eine kurze, aber erfolglose Karriere an einem der beiden führenden Gymnasien hinter sich hatten. Hier sollten sie zumindest mit kaufmännischen Inhalten und Fertigkeiten ausgestattet werden. Ich lernte willig Betriebswirtschaft, Stenographie, Maschinenschreiben, Buchhaltung, und Kaufmännischen Briefwechsel, doch meine Interessen galten den Fächern Geschichte, Geographie oder Politik. Auch die naturwissenschaftlichen Fächer Physik, Chemie und Biologie erregten mein Interesse, doch auch sie waren in der Struktur der Schule nicht angemessen gewürdigt und wurden deshalb nicht regelmäßig gelehrt. Sprachen wie Deutsch, Französisch und Englisch kitzelten meinen Ehrgeiz und ich versuchte wenigstens hier etwas zu lernen. Unter diesen langweiligen Bedingungen flüchtete ich in pubertäre Phantasien. Ansonsten wäre diese neue Situation für mich nicht zu verkraften gewe-

sen. Bisher war ich streng getrennt vom anderen Geschlecht und nun saß ich in einer Klasse mit Mädchen zusammen. Dieser Zustand raubte mir fast völlig den Verstand und prompt verliebte ich mich in die meisten Mädchen der neuen Klasse. Besonders Claudia hatte es mir angetan. Ihre Beine, ihr Gesicht, ihre Haut und ihre Stimme verzauberten meine Sinne. Bedauerlicherweise fand ich jedoch nie einen Weg ihr meine Sehnsüchtige zu offenbaren, zu groß war die Distanz zwischen uns. Und die chronischen Verklemmungen unserer Generation gegenüber sexuellen oder erotischen Möglichkeiten hinderte uns an einer Freundschaft. Gerne hätte ich Claudia in die Arme genommen, sie geküßt und gestreichelt. Doch meine gehemmte Emotionalität machte mir einen Strich durch die Rechnung. Ich blieb auf die optische Dimension reduziert und fand keinen Ausweg ins Handgreifliche. Meinen Altersgenossen ging es nicht wesentlich anders. Um näher an die Mädchen heran zu kommen, veranstalteten wir eine Fete. Hier wollten wir die Nähe finden, die im Schulalltag nicht möglich war. Esther, Claudia und Rosalia waren heimlich dazu auserkoren worden bei dieser Fete zumindest geküßt zu werden. An Sex war nur unter äußerster Anstrengung zu denken. Pubertäre Phantasien bestimmten den Inhalt und den Takt der Begegnungen. Ein Hilfsmittel um die jungen Frauen auf Touren zu bringen fanden wir im Hirschhornsalz, einem Treibmittel zum Backen. Wir hatten davon gehört, dass dieses Mittel die Mädchen scharf machen würde. Der Versuch schlug selbstverständlich grandios fehl und die Lehrer, sie waren zu dieser Fete eingeladen worden, schöpften den süßen Rahm ab, knutschen beim Tanzen mit den schönsten und klügsten Schülerinnen und wir schauten in die Röhre. Als pubertierender Schüler verbrachte ich meine Zeit damit, den Mädchen in der Klasse auf die Beine oder wenn möglich unter ihre Röcke zu gucken. Wegen meiner Verklemmungen, ich war ein Kind meiner Zeit, und entsprechend dem Stand der sexuellen und allgemeinen Aufklärung, war das ein leichtes Vergnügen. Claudia war meine Favoritin und obwohl sie nur wenige Zentimeter entfernt saß, war sie unerreichbar für mich. Es blieb dem Lehrer für Englisch und Schreibmaschine vorbehalten, sie zu knutschen und ihre Brüste zu liebkosen. So blieben nur Esther Ruß und Gerlinde Sack übrig, die sich für meine verklemmten, aber eindeutigen sexuellen Absichten aufgeschlossen zeigten. Ich galt als attraktiver

Junge, Stefan war Brillenträger und wurde deshalb etwas schief angesehen und Klaus hatte mit sich und seinem Körper eine Menge Probleme, da er von seinem Vater nicht nur lichten Haarwuchs sondern auch eine krumme Wirbelsäule geerbt hatte. Als Einzelkind, wie es auch die beiden Freunde und Kameraden waren, verbrachte ich die meisten Nachmittage mit ihnen. Das Bewusstsein der Unterprivilegierung, der klassenmäßigen Zuordnung und der psychischen Entfremdung konnte meine Familie nicht begreifen. Die schmerzlichen Wahrheiten oder Erkenntnisse der sozialen und politischen Benachteiligung wurde von den Männern kaum oder nur in alkoholisierten Zuständen verbalisiert und blieben ohne politische oder individuelle Konsequenzen. Diese Arbeiter und ihre Frauen und Kinder lebten in einem geistigen und sozialen Ghetto, bei dem es keine sichtbaren Mauern gab, jedoch wußte jeder und jede erfahrungsgemäß wo die Grenzen verlaufen. Die bessere Gesellschaft der Stadt, die Geschäftsführer der Unternehmen, die wenigen Freischaffenden und die höheren Beamten blieben unter sich und es gab für mich keinen Weg zu ihnen. Man blieb in dieser kleinbürgerlichen und demoralisierten Arbeiterszene in Weil völlig unter sich. Allein Vater hatte, über seine Aktivitäten im Sportverein wenige Kontakte zu einzelnen aus der Führungsetage der Stadt. Der Rest der Familie verharrte im Dunkeln. Die einsetzende Fernsehsucht verstärkte dann die isolationistischen Tendenzen bei den Arbeitern und ihren Familien. Der Zusammenhalt war gegeben in gemeinsamen Familienfesten und als auch diese Anlässe nicht mehr wahrgenommen werden konnten, blieb die trostlose Kleinfamilie mit einem oder höchstens zwei Kindern der traurige Rest sozialer Realität. Während meiner Schulzeit fühlte ich eine gewisse Befreiung von Enge und Stumpfsinn. Seit meiner Kindheit spielte ich Fußball beim Verein in dem mein Vater managte und ich fühlte mich zusehends unwohl dort. In meiner neuen Schule freundete ich mich an mit Klaus Herzog, genannt der Duke, der aussah wie Hennes Küppers, der Spielmacher von SW Essen, der dann später zum TSV 1860 München wechselte. Klaus spielte in einer Jugendmannschaft beim FV Lörrach, zusammen mit Müller und Bock, den damals bekanntesten, weil talentiertesten Spielern in Südbaden. Dort wollte auch ich Fußball spielen. Ich meldete mich also ab in Weil, entflohm damit der unerträglichen Situation im Weiler Sportverein und genoß die leich-

te Atmosphäre des eleganten Lörracher Vereins und blühte dort sportlich und überhaupt richtig auf. Ich musste Linksaußen spielen, was ich wirklich hasste, aber der Trainer stellte mich dahin und da war ich dann auch. Links hatte ich so gut wie keinen Schuhs drauf und doch war ich schnell einer der besten Torschützen der Mannschaft. Meine erste größere Reise war mit dem FVL verbunden. Einmal reisten wir nach Mannheim zu einem Freundschaftsspiel gegen die Jugend des SV Waldhof Mannheim. Abends vor dem Spiel gingen wir durch die Straßen von Mannheim bummeln und uns begegnete eine Gruppe schwarzer GIs, die dort reichlich stationiert waren. Die entgegenkommenden machten wilde Boxübungen mit den Armen und sie sahen wirklich martialisch aus und ein bißchen Angst hatte ich auch. Ich hatte bei Boxveranstaltungen auf dem Schulhof der Leopoldschule bereits afro-amerikanische Boxer erlebt, im Kampf gegen südbadische Sportler. Im regulären Spielbetrieb um die Meisterschaft spielten wir auswärts gegen den SC Rheinfelden. Nach einem Kopfstoß fiel ich so unglücklich hin, dass meiner linker Oberarm stark schmerzte. Mit dieser Aktion in der ersten Halbzeit hatte ich ein Tor erzielt und spielte dann die restliche Spielzeit weiter, ohne das ich oder jemand anders diese Verletzung bemerkt hatte. Ich hatte höllische Schmerzen, jedoch war ich nicht in der Lage das Spiel zu beenden, meine Freude und mein verdammter Stolz in dieser prächtigen Jugendmannschaft des FVL zu spielen waren so stark, dass man mich auf der Bahre vom Spielfeld hätte tragen müssen, bevor ich aufgegeben hätte. Nach dem mich der Mannschaftsbus abgeladen hatte, fuhr ich auf dem Moped die restlichen acht Kilometer nach Hause. Ich hatte mörderische Schmerzen und die Schlaglöcher der windigen Straße verstärkten sie noch. In Weil angelangt, nahm ich den Matchsack vom Gepäckträger und schlich die zwei Treppen hoch. Der stechende Schmerz in der linken Schulter war kaum auszuhalten, beinahe verlor ich das Bewusstsein. In der Wohnung endlich angekommen, zog ich Jacke, Pullover und Hemd aus. Der linke Arm war absolut nicht mehr zu gebrauchen und die kleinste Bewegung löste stechende Schmerzen aus. Die folgende Nacht wurde zu einer außergewöhnlichen Qual, ich fühlte mich so als hätten sich Himmel und Hölle gegen mich verschworen.

Ich fühlte wie hilflos ich war und konnte noch nicht einmal um Hilfe rufen. „Hilfe, Hilfe“, sagte es in meinem Kopf, aber meine Lippen blieben verschlossen. Ohne Fluchtmöglichkeiten, wie gefangen in einer Zelle registrierte mein Verstand die fürchterlichsten Schmerzen meines Lebens und als Linderung meiner unerhörten Schmerzen befahl ich mir absolute Bewegungslosigkeit. Diese Nacht wurde sehr, sehr lang und ich schlief keine Sekunde. Schweiß floß mir aus allen Poren und akribisch darauf bedacht die selbst verordnete Starre nicht zu verändern, durchwanderte mein Geist alle Qualen der Hölle und des Fegefeuers zusammen. Am Morgen benötigte ich dann ungefähr eine halbe Stunde um aus der Waagerechten wieder in die Senkrechte zu kommen. Es kostete sehr viel Kraft und Selbstüberwindung um mich anzuziehen und allein den Arzt aufzusuchen. Mutter und Vater mußten am Montagmorgen dringend in die Fabrik und bis man Hilfe von Fremden annehmen konnte, musste mehr passiert sein als ein jammernder Sohn, zumal man ihm auch nicht ansehen konnte, dass er sich verletzt hatte. Beim Chirurgen angekommen, wurde der Arm geröntgt und es war völlig klar - ich hatte einen Oberarmbruch. Dies hatte nun zur Folge, dass ich ein Gipskorsett erhielt, Stuka genannt, das über einen Träger den linken Arm feststellte. Damit war ich für die nächsten sechs Wochen wieder auf die Bahn angewiesen. Ich hatte dann noch ein kleines Problem, weil ich nicht recht wußte wie ich bei Regen gleichzeitig einen Schirm und die Schultasche tragen sollte. Allein die Vorstellung daran erschien mir äußerst lächerlich und war somit nicht zu akzeptieren. Da war ich sehr eigen, um nicht zu sagen eitel. Jedoch siegte mein pragmatisches Erbe und eine gewisse stoische Haltung, von der ich mich auch durch einen Oberarmbruch nicht abhalten ließ, dass zu tun was ich tun musste.

*

In Lörrach konnte ich kleine Freiräume ausfüllen und ich nutzte sie leidlich. Jeden Morgen setzte ich mich in den Zug und fuhr mit allen anderen hoffnungsfrohen Jugendlichen in die Kreishauptstadt. Darunter befanden sich Gewerbeschüler und Gymnasiasten die eine der Oberschulen besuchten. Unter ihnen befanden sich auch Christa Linzer und Bernward Steck, die jeweils später noch in meinem Leben eine

wichtige Rolle spielen werden. Oft saß ich im edlen Café Hirschen oder beim Italiener mit der Musikbox, wenn ich eine Freistunde hatte oder ich ging nach der Schule in eine Kneipe im Vergnügungsviertel. Dort konnte ich Tischfußball spielen, was wirklich mein Hobby war und ich konnte die Wurlitzer Musikbox bedienen und meine Lieblingsmusik hören. Damals hatte ich außer der nahen Schweiz, dem nahen Elsaß und der fernen Adria noch nicht viel auf der Welt gesehen. Ich wußte nicht wie ich war und ich wußte nicht wohin ich sollte. Ich war jung, soviel stand fest und ich hatte keine beruflichen Perspektiven. Ich sah wie bescheiden wir zu Hause leben mußten, und dass es keine Möglichkeiten gab dies zu verändern. Durch meine Ferienjobs in der Industrie wußte ich das ich keine Lust hatte in stinkenden und dreckigen Buden zu malochen und mit wenig Geld abgespeist zu werden.

Die Arbeit in der Fabrik hatte ich bereits kennenlernen dürfen als ich während der Sommerferien bei einem für seine Stuhlkreationen berühmten Weiler Unternehmen der Kunststoffbranche arbeitete. Meine Aufgabe, bei 2,20 Mark brutto die Stunde, bestand darin, Arme oder Beine von Schaufensterpuppen zu schmirgeln, damit sie danach mit rosa Farbe besprüht und getrocknet werden konnten. Es war eine stumpfsinnige, weil eintönige Arbeit und ich konnte die langweilige Unterforderung nur durchbrechen, wenn ich mich auf die Toilette verdrückte oder wenn ich eine Besorgung für den Meister zu einem Spaziergang durch die ausgedehnten Produktionsräume ausnutzte. In der sogenannten Schleiferei begegnete ich mehreren jungen Arbeitern, die Metallrohre an Schleifmaschinen blank polierten. Ein anderes Ergebnis ihrer Tätigkeiten waren ihre völlig eingeschwärzten Gesichter und Arme. Kaum einer trug einen Gesichtsschutz. Die Gesichtshaut eines Mannes, er hatte blondes Haar, war übersät mit kleinen Löchern und Kratern und ich überlegte jedes Mal ob der Blonde seine zerstörte Gesichtshaut durch diese Arbeit erhalten hatte. In der rosa Hölle der Lackiererei wurde mir klar, dass meine Zukunft nicht in einer Produktionshalle enden würde. Das stumpfe Schweigen der Arbeiter, der Lärm und der Schmutz waren unerträglich und ich war froh als die Ferienarbeit im Kunststoffbetrieb vorüber war. Nun hatte ich genügend Geld zusammen, um eine gebrauchte Kreidler Florett zu kaufen. Der ältere Bruder von Uli Freiburger, ein Schulkameraden aus der Mittelschule, ver-

kaufte sein Zweirad und ich sah darin die Erfüllung meiner langgehegten Motorisierungswünsche. Die Eltern hatten diesen Besitz nur unter der Bedingung erlaubt, dass ich das Geld für diese Anschaffung selbst erarbeite. Die nächsten Jahre fuhr ich mit meinem Moped zur Schule ins benachbarte Lörrach. Im Herbst und Winter nahm ich jedoch aus ästhetischen und praktischen Erwägungen heraus den Bummelzug ab Weil-Ost. Ich hatte noch mit dem Bild zu kämpfen, wie ich mit Anzug und Krawatte, die ich normalerweise für die Schule tragen sollte, auf meinem klapprigen Moped anzusehen sein würde. „Wie ein Affe auf dem Schleifstein“, brummte ich in mich hin. Ich fühlte mich neu und stark, der Gestank des Verbrennungsmotors vermittelte mir das wilde Gefühl von Dynamik und Geschwindigkeit. Ich zog über die Sitzbank ein Leoparden Imitat, setzte die Sonnenbrille auf und düste los. Es gibt kein Foto von diesem Gefährt, genauso wenig wie von meinem ersten Fahrrad, dass ich mir vom Kommunionsgeld kaufen konnte.

In der Stüdlestraße, gleich neben der Nelkenstraße, wohnte Ronald Linke. Er war einer der außergewöhnlichsten Jugendlichen, in den ansonsten engen und von Tristesse geprägten Verhältnisse in südlichen Baden. Allein mit seiner Körpergröße und seinem Körperrumfang und zusammen mit seinen leuchtend roten Haaren, stach er aus dem treuen aber doofen Einerlei heraus. Mit seinem Vater erlebte ich einen leibhaftigen Kommunisten, der während des Hitlerfaschismus mehr als zehn Jahre im Zuchthaus gefangen war, zusammen mit Erich Honecker. Als junger Bauarbeiter war er dem Jugendverband der KPD beigetreten und für seine Widerstandsaktivitäten wurde er von den Nazis inhaftiert. Seine bitteren existentiellen Erfahrungen, gebrochen durch seinen ungebrochenen Widerstandswillen, übertrugen sich auf Ronald. Eine durchschlagende Konsequenz davon war die äußerst liberale Erziehungsatmosphäre; Ronny hatte schon, meist vor allen anderen, die brandneuesten Schallplatten und er spielte selbst als Schlagzeuger in einer der ersten Weiler Rockbands. Franz Ehr spielte den Baß und Piet Klingel die Leadgitarre. Diese Rockband hatte einen ihrer großen Auftritte im alten Saal des „Hotel Central“, in dem normalerweise Faschnachtsveranstaltungen stattfanden. Sänger der Band war Josef Ullmann. Jo war ein Jungproletarier und Rocker aus Friedlingen, und er war Gründungsmitglied der „Hai-Gang“,

einer Bande von Halbstarken. Er orientierte sich bei seinen Auftritten auf der Bühne an den Attitüden von Mick Jagger. Obwohl ihm in der Schule nie Englisch beigebracht worden war, sang er die englischen Lieder mit viel Gefühl, was seiner Kunst keinen Abbruch tat. Er gehörte zu diesen Rockern die sich durch gemeinsame Kleidung ausgezeichnet hatten. In der Regel trugen sie Jeans und schwarze Lederjacken und die Frisur wurde, so weit es möglich war, derjenigen von Elvis Presley angeglichen. Diese Gruppe umfaßte ungefähr ein Dutzend Mitglieder, die als weiteres Erkennungszeichen auf dem linken Handrücken ein Hai-Maul tätowiert hatten. Also nannten sie sich „Hai-Gang“. Wahrscheinlich hatten sie das amerikanische „Hi“ gleich Hallo, lautsprachlich übernommen und daraus diesen Namen gebildet. Nach und nach motorisierten sie sich, angefangen von den Mopeds über Motorräder von BMW oder DKW bis hin zu der in den späteren 60er Jahren oft benutzten Limousine Isabella von Borgward. Die lose organisierten Rocker waren die ersten die den spießigen Alltag mit schwarzen Tupfen versahen. Sie hatten, versehen mit der ausschließlich laut abgespielten Rockmusik, eine oberflächlich kritische Haltung gegenüber den etablierten Verhältnissen und ihren kleinbürgerlichen Vertretern eingenommen und sie behielten diese bei bis zur Rebellion von 1966/67. Sie gehörten zu den ersten Proletariern die nicht mehr bereit waren ihre kostbare Zeit in verdreckten und lauten Fabrikhallen, bei kärglicher Entlohnung, zu verbringen. Ihre Leistungsverweigerung gehört zu meinen ersten tiefergehenden Erfahrungen als Jugendlicher. Gürgle erklärte mir, dass es für ihn ein Genuß wäre, wenn er morgens um sieben Uhr auf der Bank bei der Bushaltestelle sitzend, sieht wie die *Grampfer* in die Fabriken in Friedlingen stapfen. Dieses scharfe Gefühl dem Zwang entronnen zu sein war so stark, dass es bis in meine kleine Welt gelangte. Doch ohne inhaltliche Perspektiven, ohne Bewusstsein ihrer Klassenlage trieben diese Jungarbeiter nach und nach in eine kriminelle Entwicklung hinein. Mehrere von ihnen vergewaltigten eine meiner Mitschülerinnen und sie wurden dafür mit Gefängnis bestraft. Das Opfer musste danach für lange Zeit in ärztliche Behandlung und konnte sich nur mühsam erholen. Dort sah ich dieses vergewaltigte Mädchen vorüber gehen, auf dem Weg zum Arzt. Ich sah ihr Gesicht von ganz nahe und ich sah ihr bleiches, ja fast weißes Gesicht. Ich fühlte mit ihr und meine Bewunde-

rung, die ich bis dahin für die Rocker empfunden hatte, wich dem blanken Entsetzen und der Abscheu. Der ganze Ort sprach von dieser Vergewaltigung und alle hatten es schon immer gewußt, dass es mit diesen Rockern nicht gut ausgehen würde.

Harald Schwabe aus Haltingen gehörte zu den ersten Rockern in Weil und er brachte eine kriminelle Karriere hinter sich. Bei seiner Mutter aufgewachsen, sein Vater war im Krieg getötet worden, fand er keinen Anschluß an den wirtschaftlichen Aufschwung in den 60er Jahren und verwickelte sich mehr und mehr in kriminelle Aktivitäten. Eine Zeitlang war ich mit ihm befreundet, doch die Abscheu meiner Eltern vor diesem jungen Mann unterbanden weitere Kontakte. Er machte dann später noch zweimal Schlagzeilen und sorgte so für weiteren Gesprächsstoff. Der erste Vorfall war sein erfolgreicher Ausbruch aus dem Knast, wo er über die Gefängnismauer kletterte und sich in die Freiheit absetzte. Nach einiger Zeit wurde er wieder geschnappt und er musste seine Freiheitsstrafe bis zum bitteren Ende absitzen. Später zog er sich dann zurück in eine kleine Wohnung in der Römerstraße, wo er in seiner Haustüre stehend, von einem unbekanntem Täter erschossen wurde. Einige andere junge Arbeiter meiner Generation sind damals auch kriminalisiert worden. Dazu gehören die Gebrüder Bress aus Friedlingen, die Gebrüder Holgert aus der Turmstraße und die Gebrüder Fyscher aus der Stüdlestraße. So erging es den ehemaligen Schulkameraden Gunter Votier und Gigi Lather, die als Jugendliche in den diversen Knästen Badens einsaßen. Später begnügte man sich bei kleinere Vergehen mit Zwangseinweisungen in Jugendheime wie es bei Jörg Weißer und bei Hotte Fyscher war. In der Regel wurden Familien mit mehreren Kindern, zumal wenn diese Kinder mehrheitlich männlichen Geschlechts waren, und ohne Vater aufwachsen, unisono zu Außenseitern der Weiler Gesellschaft erklärt und isoliert. Bereits eine erste, kleine Gesetzesverletzung stempelte die betroffene Familie ab, mit denen wollte niemand aus den ehrenwerten Kreisen etwas zu tun haben. Diese Maßnahmen wurden von allen eingehalten, wurden nie einer Überprüfung unterzogen und blieben so bis in die Gegenwart wirksam. Unter der glitzernden Oberfläche der prosperierenden Gemeinde, aufgepeppt mit Beamten des Bundes aus dem Finanzministerium und der Bahn, entwickelte sich ein arrogantes kleinbürgerliches Milieu, dem geputzte Trottoirs und Straßen wichtiger wa-

ren, als ihr seelisches Befinden oder das ihrer Nachkommen. Von meinem Vater hatte ich gelernt, Polizei und Justiz zu fürchten und es galt unter allen Umständen, jeden Konflikt mit dem Staat und seinen Uniformierten zu vermeiden. Ein ehemaliger Polizeiführer, Franz Wehrle, hatte es Vater besonders angetan, vor ihm hatte er extremen Respekt. Er lief nach seiner Pensionierung in einem grünen Lodenmantel mit Hut und Stiefeln, seinen Stock diszipliniert rhythmisch schwingend, durch die Straßen der Stadt, so als wollte er stets kontrollieren, dass sich alle gemäß den Gesetzen verhielten.

Bis Anfang der 1970er Jahre gab es für konfessionslose Jugendliche in Weil keine Möglichkeiten sich autonom, außerhalb von kommerziellen Bereichen, zu treffen oder aufzuhalten. Im Sommer erfüllte ein halbzerstörter Bunker am Rheinufer diese Funktion. Hier konnte Musik laut abgespielt werden, es wurde heimlich Bier in Strömen gesoffen, geraucht, getanzt und es wurden wilde und radikale Sprüche geklopft. Besonders die Ergebnisse und die Protagonisten von proletarischen Sportarten wie Fußball, Boxen, Ringen aber auch Handball, sie waren die hauptsächlichen Freizeitbeschäftigungen, wurden bequatscht. Neben den eher individualistischen Leichtathletiksparten, dem Kunstturnen, Schlagball oder Faustball, sie wurden vom Lehrer Ganser forciert, dessen Sohn später ebenfalls Mathematik und Sport unterrichtete. Männliche Jugendliche blieben unter sich, ob in der Schule, Freizeit oder im Sportverein. Später gab es dann in diesem sexuellen Notstand Ausnahmen in Tanzlokalen in Weil und in den Dörfern Wittlingen, Blansingen oder Haltingen, wo an Sonntagnachmittagen von 15 bis 18 Uhr ein sogenannter Tanztee veranstaltet wurde. Da saßen dann die Jugendlichen des Kreises in den Räumen in denen sonst abends ausschließlich vergnügungstüchtige Erwachsene sich beim Tanz zusahen. Discotheken gab es damals in dieser ländlichen Gegend noch nicht. Man tanzte nach den Rhythmen des *Slow Fox*, *Wiener Walzer* oder hin und wieder nach dem *Beat*. Doch das Sprechen mit den Frauen wurde dadurch nicht leichter. Was sollte man auf der Tanzfläche reden, was man sonst mit Mädchen oder Frauen auch nicht konnte. Außerdem war man nicht zum reden gekommen, sondern wollte ein Mädchen „aufreißen“, mit ihr knutschen oder sogar ficken. So blieben wir alle verklemmt und ein steifer Schwanz, den man sich auf

der Tanzfläche holen konnte, brachte auch keine Erleichterung. Zur Besinnung gelangte ich in diesen Jahren nie. Im Gegenteil, meine Schuldgefühle wuchsen ins Unbegreifliche und ich scheute mich davor auf die Straßen zu gehen, aus Angst davor, ich könnte einer Schönen der vergangenen Nacht am Tag begegnen. Während der Fasnacht war sexuelle Anmache praktisches Programm und es gab viele die ein ganzes Jahr inbrünstig und heimlich, auf diese wenigen verrückten Tage warteten. In mir begann sich damals ein gegenteiliger Prozess auszubreiten, ein schaler Geschmack vom Mund ausgehend, machte sich im ganzen Körper breit. Dafür begann ich mich selbst zu hassen, meine Bewegungen, Sprache und Gesten erschienen mir verlogen, leer und ausgelutscht. Ich bemerkte Effekthascherei und verstohlenes Wollen als treibende Kräfte im Denken und Tun. Ich war meistens betrunken wenn ich mich einer Frau näherte, und oft war sie es auch. Daraus konnte nichts werden. Meine sexuellen Erfahrungen waren demütigend und bestärkten meine dumpfen Gefühle bis zum Hass.

*

Die schlechten und die guten Teile der Weiler Gesellschaft sind über alle Selbsttötungen von Jungen oder Mädchen mit dem Selbstverständnis einer Dampfwalze hinweg gegangen und sie scherten sich einen Dreck um die Ursachen. Die betroffenen Familien blieben alleine, ohne Trost ohne Hilfe. So auch bei der Selbsttötung von Uli Blässinger, ältester Sohn eines Weiler Polizisten, der sich auf dem Dachboden der Polizeistation erhängt hatte. Oder die Selbsttötung von Claudia Stolper, einer Schulfreundin mit der ich die harten Schulbänke teilte. Auch sie gehört in diese makabre Reihe der Selbsttötungen in Weil. Gurge, ein Spitzname den er sich durch seine große Nase zugezogen hatte, war bei der Hai-Gang gewesen und er gehörte zu einer der ersten Jugendlichen, der sich nach dem großen Krieg selbst tötete. Im nahegelegenen Wald, im Nonnenholz, hatte er sich am Ast eines Baumes aufgehängt. Später erstickte sich mein Freund und Genosse Paul Koberle. Er war mit seinem Auto nach Österreich gefahren, keine Ahnung warum gerade dahin, und vergiftete sich mit den Abgasen seines Autos. Diese Toten sind die extremsten Opfer einer gnadenlosen Gesell-

schaft, die keinerlei Rücksicht auf Schwächere nimmt. Weil nahm die Selbsttötungen achselzuckend zur Kenntnis, um dann geradewegs zur Tagesordnung überzugehen. Was für schändliche Zustände!

Zu jener Zeit hatte ich eine Liebschaft mit der schwarzhaarigen und sensiblen Gaby Wast. Sie lebte zusammen mit ihren Geschwistern und ihren Eltern in Haltingen. Wir hatten uns im Tanzlokal kennen gelernt und uns spontan ineinander verliebt. Für meine bescheidenen emotionalen Verhältnisse waren diese Gefühle der Freundschaft und der Zuneigung von unerhörter Dimension und ich verspürte Glück und Wärme. Bedauerlicherweise waren meine Eltern, besonders mein Vater tat sich autoritär und barbarisch hervor, absolut nicht einverstanden mit meiner Liebe zu Gaby. Der Grund den er dafür angab war dergestalt, dass Gabys Vater im Knast gesessen hatte. Mein Vater teilte mir nicht mit weshalb er verurteilt war. Für mich selbst war jedoch diese Tatsache ohne jede Bedeutung und ich befolgte anfangs nicht das äußerst blödsinnige Beziehungsverbot. Nach dem mein Vater feststellen musste, dass ich mich nicht an seine Anweisungen hielt, verschärfte er seine Attacken auf mich. Also nahm er mir die Autoschlüssel ab, in der Hoffnung ich würde mich im Zweifel für das Autofahren und gegen die Freundschaft mit Gaby entscheiden. Eine Zeitlang gelang es mir auch auf die Blechkiste zu verzichten, doch der Druck von Vater ließ nicht nach. Von einem seiner Bekannten in Haltingen hatte er gehört, dass ich mich weiterhin mit ihr traf. Dieser Vater von Gaby hat die obsessiven Aktivitäten meines Vaters vollständig mobilisiert und er ließ erst wieder von mir ab, als ich Gaby wirklich verlassen hatte. Mit einem dicken Klos im Hals teilte ich ihr mit, dass es mir nicht möglich sei, mit ihr weiter zusammen zu sein. Diese fatale Niederlage hatte mich in meiner Entwicklung weit zurückgeworfen, hat meine Versuche zur Emanzipation vom Elternhaus erst einmal verunmöglicht. Die Schmerzen, die Wut und den Hass über diese brutalen Zwänge, fühlte ich bedauerlicherweise noch lange. So saß ich bald wieder in meiner Blechkiste, die nicht meine eigene war, geliehen vom Vater, weil der selbst keinen Führerschein hatte. Als ich den Führerschein machte, hatte Vater den Opel zwar gekauft und bezahlt, konnte ihn aber selbst nicht fahren, weil er keinen Führerschein hatte. Er hatte einen Opel deshalb gewählt, weil er seinen ersten Führerschein, bei der

Wehrmacht erlernt, auf einem Opel abgelegt hatte. Diesen Führerschein, der „Schein des Führers“, hatte ihm das Nationalsozialistische Kraftfahrer-Korps (NSKK) erteilt. Unmittelbar bevor er, bei der letzten Schlacht um die Reichshauptstadt Berlin, von Soldaten der Roten Armee gefangen genommen wurde, warf er dieses verräterische Formular weg. Er hatte Angst davor, deswegen als Nazi eingestuft zu werden und so verlor er auf diesem Weg seine Fahrerlizenz. Kurze Zeit nach dem er sich diesen PKW gekauft hatte, setzte er sich noch einmal auf die Schulbank der Fahrschule. Außer von seinem Führerschein von der NSKK, hatte er sich auch von einer silberfarbigen Pistole getrennt, die einem sowjetischen Offizier gehört hatte. Auch dieses Objekt hätte dazu führen können, dass er nicht so schnell wieder zu seiner Theresia gekommen wäre, wie er es dann doch tatsächlich geschafft hatte. Seine panischen Ängste vor dem Staat, der Justiz und der Polizei hat sein Vater in ihn hinein geprügelt und diese bestialische Härte ließ ihn nicht mehr los. Die brutalen Ängste meines Vaters sind in seiner Geschichte verborgen, und hatten einen rationalen, materialen Ursprung. Vor dem Krieg war ihm die Schweizer Polizei auf den Versen, er war damals noch ein ganz junger ungestümer Mann, und er wurde wegen kleinerer Delikte inhaftiert. Zusätzlich zur Angst vor den Folgen einer eventuellen Kriminalisierung kam bei ihm hinzu, dass er als Ausländer aus der Schweiz ausgewiesen werden konnte. So war ihm schon in den ersten Lebensjahren eingetrichtert worden, dass er sich in der Schweiz jederzeit so zu verhalten habe, dass er nicht auffällig wird. Dies wäre eine große Schande und Gefahr für die Familie gewesen. Als Deutsche sollte sich die gesamte Familie so an die äußeren Lebensumstände anpassen, dass ihnen auf den ersten Blick nicht angesehen werden konnte, dass sie Fremde waren. Diese Anpassungsprozedur setzte sich später fort, in seiner Verehrung von Wilhelm Tell und Winkelried - als verehrungswürdige Helden, und sie gipfelte in der Bemühung die Baseldeutsche Sprache vollständig zu beherrschen.

*

Die schöne Zeit als Schüler ging zu Ende und urplötzlich tauchte die Frage nach meiner weiteren Zukunft auf. Vater hatte keine Lust mich weiter durch zu füttern, ihm dauerte meine Schulausbildung schon zu lange und ich sollte jetzt mein Geld selbst verdienen. Wild entschlossen meldete er mich bei der Verwaltung der Lonzo GmbH an. Ich stellte mich vor und kurze Zeit später war ich kaufmännischer Lehrling. Eingestellt wurde ich von einem der beiden Geschäftsführer, Dr. jur. Wolfgang Kleine, geschäftsführender Prokurist und Leiter des kaufmännischen Bereichs. Er unterrichtete die vier kaufmännischen Lehrlinge einmal wöchentlich in seinem riesig großen Büro mit einem adäquaten Schreibtisch. Seine Sekretärin roch nach teurem Parfum und war jeder Zeit so gekleidet als würde sie gleich zu einem Empfang gehen. Im riesigen, lichtdurchfluteten Büro des Geschäftsführers, er hatte es ganz allein für sich, sah ich schallschluckenden Teppichboden und edles, dunkles Mobiliar. Seine Sekretärin war gepflegt und dezent mit Schmuck verschönt, und ich fragte mich ob es die beiden mit einander treiben. Er verdeckte seinen wohlgenährten Leib mit feinem, dunklem Tuch, und seine lässig zur Schau getragene Unbekümmertheit imponierte mir gewaltig. Sein Auftreten, seine Sprache und Gestik, sein Wissen gaben mir eine Sicherheit, von der ich bis dahin keine Ahnung hatte. Ich war also kaufmännischer Lehrling in der Firma in der mein Vater als Arbeiter in der Produktion malochte. Er trug damals noch den sogenannten Blaumann, eine Art Uniform für die Arbeiter in der Produktion. Auch die Lehrlinge, die Gesellen und der Meister in der Schlosserei trugen diesen Blaumann. Die Arbeiterinnen glichen insoweit ihren Kollegen, als sie Kittelschürzen trugen, die die gleiche blaue Farbe hatten, sozusagen die Blaufrau.

Onkel Erhard Hofer, er war der Mann der Schwester von Onkel Willi, war bei der Firma Lonzo als Pförtner beschäftigt und beinahe jeden Tag ging ich an ihm vorüber. Er saß oder stand uniformiert in einem verglasten Kontrollhäuschen und begrüßte alle die an ihm vorüber gingen. Bis 1945 war er SS-Mann und beteiligt an der Zerschlagung der Spanischen Republik. Er berichtete, meist im Vollrausch, von Fußtritten auf am Boden liegende Gefangene. Dazu sang er dann das Lied „Schön sind die Weiber von Barcelona“. Ich hätte nie erfahren das Onkel Erhard Mitglied der „Schutzstaffel“ gewesen war, wenn er nicht in voller SS-Uniform auf dem Hochzeitsbild von Tante

Martha und Onkel Willi aufgetaucht wäre. Erhard Hofer war verheiratet mit Lisa Müller und die beiden hatten zwei Buben, Bert und Paul. Zuerst wohnten sie in der Römerstraße in Alt-Weil und zogen dann Anfang der 1950er Jahre in die Bläserstraße in eine Drei-Zimmer-Wohnung. Bert und Peter erhielten zusammen das winzig kleine dritte Zimmer, mit 12 Quadratmeter. Tante Lisa und Onkel Erhard verstarben beide kurz hintereinander in den 1980er Jahren. Ihre beiden Buben waren in der Zwischenzeit bereits verheiratet und hatten die elterliche Wohnung längst verlassen. Lisa Hofer, war bei guter Figur bis ins hohe Alter und man sagte ihr nach, dass ihre Rente so mager sei wie sie selbst. Sie überlebte ihren Mann nur kurze Zeit. Meine Eltern haben später die gleiche Wohnung über den Hofers bezogen. Meine Lehrzeit war vollständig durchstrukturiert und gleich zu Beginn war ich in der Registratur, die unterm Dach des Verwaltungsbaus eingerichtet war. Von dort aus hatte ich einen freien Blick hinunter auf eine Firmenstrasse, die zur Kantine führte. Da sah ich eine Gruppe von jungen und alten Arbeitern und mitten darunter meinen Vater. Ich sah ihn unter seinesgleichen, zusammen mit meinen ehemaligen Schulkameraden aus der Volksschule. Diesen Blick habe ich in mir aufbewahrt, nicht weil ich es toll fand von oben runter auf meinen Vater und meine Freunde zu blicken, nein das war es nicht. Ich habe diesen Blick aufbewahrt, weil ich in diesem Augenblick äußerst schmerzhaft feststellen musste, dass eine Abspaltung von meiner sozialen Umgebung stattgefunden hatte. Dass hatte bereits vor langer Zeit begonnen, nur ich wußte es nicht. Ich brauchte, wie man so schön sagt, ein halbes Leben um heraus zu finden wie es dazu kam, dass ich so wurde wie ich geworden bin. Meine Eltern verbrachten viele Jahrzehnte in Fabrikationshallen der örtlichen Chemie- und Textilindustrie. Der Rhythmus und die Widersprüche dieser Tätigkeiten bestimmten weitgehend die Atmosphäre unserer familiären Beziehungen. Da blieb nicht viel Zeit für längere und klärende Gespräche über anstehende Probleme. Besonders der Drei-Schichten-Wechsel, auch an den Wochenenden und Feiertagen wirkte destruktiv. Meine zarten Hoffnungen auf bessere Lebensumstände waren bereits in den ersten Tagen der Lehrzeit im Nichts zerstoßen. Menschen die seit langer Zeit die Luft der Bürokratie einatmeten, wirkten wie vermordert. Sie trugen graue Kleidung und ihr Verhalten und ihre Bewegungen hatten sich

dem Ton der grauen Farbe angepasst. Eine weitere Station meiner Lehre absolvierte ich in der Anlagenbuchhaltung, das ist da wo die Werte für Grund und Boden und für die Immobilien und Maschinen kontrolliert werden. Man hatte diese drei älteren Spezialisten unmittelbar in einem kleinen Büro unterm Dach einquartiert, zwei Frauen und ein Mann. Eng zusammen gerückt, saßen sie an ihren Schreibtischen und im gleißenden Licht der Sonne sah es aus, als wären sie mit einer dicken Staubschicht überzogen. Sie vertrugen sich nicht und das führte dazu, dass den ganzen Tag schwiegen. Wie oft sah ich aus dem kleinen Dachfenster hinaus in die Natur und träumte von Freiheit. Doch ich blieb sitzen und fügte mich in mein Schicksal. Die Vielzahl von Männern aus der Familie bei der Lonzo GmbH hatte seinen Grund darin, dass mein Vater ihnen hilfreich zur Seite stand bei der Vermittlung eines Arbeitsplatzes. Meine zwei Lehrjahre wurden bestimmt durch den täglichen Einkauf in der Kantine, wo ich mich mit anderen kaufmännischen Lehrlingen traf. Ich hatte Standardbriefe zu tippen oder Routinevorgänge zu verbuchen. In den Büros die ich zu sehen bekam, wurde geliebt und gelacht, getrauert und getratscht. Lieben begannen und endeten, Ehe wurden beschlossen und getrennt. Es waren die üblichen Anlässe, wie Geburtstage, Weihnachten oder Ostern, die gefeiert wurden und es ist nachgerade verwunderlich, wie trotz dieser Begleiterscheinungen effiziente Arbeit geleistet werden konnte. Es ist wohl der routinierte Umgang mit den Erfordernissen der Arbeit der solche Freiräume schafft und dazu kommt die Erfahrung, dass Menschen in enger Nähe sich austauschen wollen und müssen über ihre Vorstellungen, die über den unmittelbaren Arbeitszusammenhang hinaus gehen. Ich durchlief alle Verwaltungsbereiche vom Verkauf bis zur Spedition und sah dort wie gemanagt und gearbeitet wurde. Allmählich lernte ich die immer gleiche und existentiell lähmende Büroarbeit zu hassen und ich sah und hörte wie Erwachsene einen großen Teil ihres Lebens in Büroräumen verbrachten. Einige lebten es vor wie man den Chefs Schnippchen schlagen konnte, entweder durch langsames Arbeiten oder durch das Abfeiern von Krankheitstagen. Die Lehrzeit vergingen wie im Flug und ich konnte mir nicht vorstellen danach auch nur einen Tag länger in der Firma zu verbleiben.

*

Die Stimmung meines Vater war in jenen Jahren auf dem Tiefpunkt angelangt und es war zu fühlen, dass er sich schwer tat. Er hatte seine verschiedenen gesellschaftlichen Engagements bei der Weiler „Narrenzunft“ und seine Vorstandstätigkeit beim Sportverein Weil. Dort hatte er als Jugendbetreuer begonnen und sein Ehrgeiz, sein Char- me und seine Zuverlässigkeit brachte ihn in den Vorstand, wo er über viele Jahre den Posten eines Schriftführers inne hatte. Dafür benötigte er eine Menge Zeit, und als Schichtarbeiter musste er sich zur Decke strecken, um die Anforderungen der Fabrik, des Sportvereins und der Familie unter einen Hut zu bringen. Eine Folge dieser Vor- standstätigkeit war, dass in unserer Wohnung die vereinseigene Schreibmaschine be- herbergt wurde, die er benützte, um die Korrespondenz des Vereins zu führen und um das Protokoll der jährlichen Vorstandssitzungen in Reinschrift zu tippen. Einmal im Jahr verfaßte er den Geschäftsbericht des Vorstands für die Mitgliederversammlung und diesen Bericht verlas er auf Deutsch vor der versammelten Mitgliedschaft mit monotoner und äußerst distanzierter Stimme. Willi Moch der Chef des Vorstands, war ein Zugereister aus Berliner, der sein Entree in die gute Weiler Gesellschaft da- mit bewerkstelligte, dass er die Tochter eines der reichsten Bauern und Gastwirtes in Altweil heiratete. Mit diesen Ressourcen eröffnete er neben dem Elternhaus seiner Frau ein Sportartikelgeschäft und verband so seine Vereinstätigkeit mit seinen kom- merziellen Interessen. Bedauerlicherweise stand diese Ehe zwischen dem ehemaligen Offizier der Hitlerwehrmacht und der Bauerntochter unter keinem guten Stern. Sie litt unter einem Nervenleiden wie es damals noch hieß und sie beendete deshalb ihr Le- ben durch eine Selbsttötung. Die näheren Hintergründe dieses Dramas blieben, wie die meisten anderen dramatischen Ereignisse, im Dunkeln. Verschärfend für die Fa- milie von Willi Moch war, dass der einzige Sohn aus dieser Ehe, Volker Moch, nach einigen schulischen und sonstigen Zusammenbrüchen ebenfalls sein Leben selbst be- endete. Ich kannte Volker recht gut, weil wir zusammen in einer Mannschaft Fußball spielten. Beide waren wir einem enormen Druck ausgesetzt. Für jede richtige oder falsche Entscheidung unserer Väter, bekamen wir als Söhne den Frust und den Hass

ab, der eigentlich ihnen galt. Insofern trifft die Schuld für dieses Desaster nicht nur alleine die Familie Moch. Als ehemaliger Offizier versammelte Moch ehemalige Soldaten und Unteroffiziere im Sportverein unter seiner Führung. Diese Unternehmung war die logische Fortsetzung der Befehlshierarchie mit anderen Mittel in anderen Zeiten. Bei der Organisation der Jahresfeier, sie fand jährlich in der Turnhalle des Turnvereins Weil statt, wurde Theresia und ich von Vater eingespannt zur Bewältigung der vielfältigen organisatorischen Aufgaben. Ich hatte den undankbaren Job, bei den Vereinsmitgliedern Gegenstände für die Tombola ein zu sammeln. Die Vereinsmitglieder, die ich zu Hause oder in ihren Geschäften deswegen aufsuchte, verbanden oft unangenehme Gefühle mit dieser alljährlichen Betteltour eines Vertreters des Sportvereins. Oft bekam ich Gegenstände, denen ich ansah, dass sie bei der letzten oder vorletzten Tombola gewonnen, aber nicht gebraucht worden waren. Waren die Vorbereitungen abgeschlossen, die Turnhalle feierlich geschmückt und die ordentlich aufgestellten Tische und Stühle mit gut gekleideten Arbeiterfamilien besetzt, kam der Auftritt meines Vater. Im dunklen Anzug gekleidet stellte er das Programm vor, dass eine Künstleragentur für diesen Abend zusammengestellt hatte und in der großen Pause verlas er die Losnummern für die Hauptgewinne der Tombola, und er assistierte dem großen Vorsitzenden bei den alljährlich anfallenden Ehrungen langjähriger und daher verdienter Mitglieder des Vereins. Meistens endeten diese Treffen mit Streitereien und Vater als Organisator hatte diesen Unmut auszubügeln. Mit einer an die Heldentaten des großen Winkelried grenzenden Gelassenheit, zog er diese Angriffe auf sich und selbst die heftigsten Schmähreden von Theresia konnten ihn nicht davon abhalten, seine aufopfernde Tätigkeit für den Sportverein in Frage zu stellen. Manchmal endeten diese Feiern auch in weinseliger Stimmung in der Bar, die sich im Keller unten, neben den Toiletten befand.

Meinen Vater brachten Lügen zur Weißglut.

„Du bist ja wieder mal frisch gewaschen und gekämmt“, sagte Theresia - für sie war das, dass Zeichen das Vater mich geschlagen hatte. Das anschließende Ritual sollte ihn sozusagen rein waschen vom schlechten Gewissen. Das letzte Mal als er seine Erziehungsmethode praktizierte war ich siebzehn Jahre. Die Eltern waren zu einem

sonntäglichen Ausflug mit Vereinsangehörigen in der Schweiz unterwegs und ich nutzte die Gelegenheit um heimlich und ungestört zu Hause Zigaretten zu rauchen. Mein Vater, er und meine Mutter rauchten damals noch wie die Schlote, hatten mir das rauchen verboten und erst ab meinem 18. Lebensjahr wollte er es mir erlauben. So rauchte ich also heimlich und irrtümlicherweise ließ ich im Waschbecken eine Kippe liegen, die mein Vater schnell fand. Er stand vor mir und fragte:

„Hast du geraucht?“

„Nein, habe ich nicht“, war meine Antwort und die doppelte Verneinung hätte mir schon sagen können, dass es so nicht gehen würde. Er riß die linke Hand hoch und zwischen Daumen und Zeigefinger hatte er einen Zigarettenstummel. „Und was ist das?“ Patsch hatte ich eine Ohrfeige eingefangen, die ich äußerlich regungslos über mich ergehen ließ. Innerlich kochte ich jedoch vor Wut und Scham - welche Erniedrigung; wie ein geprügelter Hund verzog ich mich gedemütigt in mein Zimmer. Das war eben das Klima in der Familie Kaiser und dagegen war kein Kraut gewachsen. Doch dieser Schlag meines Vater war nur einer in einer Reihe von Schlägen, die zum Bestandteil seiner Erziehung geworden waren. Inmitten der Leere und der Teilnahmslosigkeit, war der repressive Druck und die Gewalt Teil meiner Jugend geworden. Öfters als mir lieb war, bin ich mit Gewalt, gar mit brutaler Gewalt konfrontiert worden. Jedes Mal war ich dann einer wilden Mischung aus Neugierde und Abscheu ausgesetzt und ich war jedes Mal sehr, sehr froh wenn ich nichts abbekommen hatte.

*

Meine pubertäre Entjungmannung geschah eher zufällig und nebenbei und sie hinterließ keine nennenswerten Spuren in meiner Seele. „Ficken“ war das Thema mit der obersten Priorität, neben den Interessen für sportliche Ereignisse. Ich fühlte einen starken Druck in meinem Bauch und wollte es nun endlich hinter mich bringen. Wollte es erlebt haben und so machte ich mich auf die Suche nach einer Willigen. In der

Schule hatte ich von Gisela gehört, die es bereits getan hätte, wie man mir sagte. Der Beweis für diese Behauptung sollte der Hinweis sein auf ihre langjährige Beziehung zu einem 20jährigen Handwerkerburschen aus Binzen. Ich kannte ihn vom Fußballplatz. Wir hatten einmal gegeneinander gespielt, und Gisela erschien nach einem ersten Gespräch einfältig genug, sich von mir ficken zu lassen. Ich verabredete mich mit ihr nach der Schule und führte sie, mangels einer sicheren, sturmfreien Bude, an den Rand des Schwarzwalds. Dort verwickelte ich sie in ein holperiges Gespräch über Beziehungen im Allgemeinen und im Besonderen und schob ihren Rock unvermittelt etwas höher und war dann bald am Rand ihrer Unterhose angelangt. Mein Penis war, ob dieser Aktionen in Fahrt gekommen, und so brauchte ich mich nur noch auf sie zu legen, den Schwanz einzuschieben und fertig war die Chose. Etwas peinlich berührt stellte ich einen sofortigen Erguß fest, zog meine Hose hastig hoch, und brachte Karla noch zum Bahnhof, während ich mich auf mein Moped setzte und ins Schwimmbad fuhr. Es war ein heißer Tag und ich freute mich auf die langen Gesichter der Schulkameraden, die von meinem Vorhaben wußten und die schon neugierig waren zu erfahren, ob und wie alles gelaufen war. Stolz berichtete ich von Erfolgen mit Klara, verschwieg heuchlerisch meine Probleme und kehrte das magere Ergebnis dick hervor. Die Verklemmungen und Behinderungen die ich verspürte, waren in einem muffigen Klima der sexuellen Doppelmoral entstanden und ich blieb mit meinen Nöten völlig allein. In dieser Enge und der trotzigigen Trauer blieb die Onanie. So oft es nur ging wichste ich im Bett oder auf der Toilette; hatte oft oder immer Angst dabei entdeckt zu werden und diese Angst trieb mich zur Hektik. Kein Sport, kein kaltes Wasser und keine geistigen Orientierung brachten Abhilfe. Die warnenden Ratschläge der Priester über möglichen Rückenmarkschwund blieben bei mir ohne Folgen. Der katholische Priester organisierte eine Gruppe katholischer Weiler Jugendlicher und nahm sie mit zu Exerzitien, die in einer Hütte im Schwarzwald abgehalten wurden. Der Pfarrer versammelte die Gruppe und legte, ohne weitere Vorreden, eine Schallplatte auf. Eine Person die sich als Arzt ausgab, erzählte dabei die biologische Geschichte der sexuellen Aufklärung. Die Männerstimme erzählte von Ehe, sexueller Enthaltsamkeit und der Schwierigkeiten der Zeugung und Erziehung von Kindern.

Nach dieser „Aufklärung“ wußten wir nicht viel mehr, als wir vorher bereits in Erfahrung gebracht hatten. Es war nicht unsere Sprache die da gesprochen wurde und das ganze kam schließlich aus einer Lautsprecherbox. So schwach die ganze Geschichte mit dem Wochenende auch war, so gebührt diesem Versuch doch die Ehre, dass es er der einzige war der tatsächlich stattgefunden hat um über Sexualität aufzuklären.

Seit jenem Frühjahr litt ich an einer heftigen Blütenstauballergie. Das erste Mal hatte ich es festgestellt, als ich mich in der ersten Woche, auf meinem Weg zur Lehrstelle auf der Friedensbrücke befand, sie verbindet den proletarische Stadtteil Friedlingen mit dem kleinbürgerlichen und bäuerlichen Weil, dort trafen mich die Auswirkungen der Allergie zum ersten Mal. Ich war fast blind vor Tränen und ich war einem heftigen Juckreiz um die Augen ausgesetzt. Mitten auf der Brücke stehend fühlte ich mich mit einem Schlag geblendet und sah nichts mehr außer grellem Licht. Die Sonne schien gewaltig von Frankreich herüber und ich wurde von ihren Strahlen getroffen wie von einem Blitz. Tapfer wie ich war, ging ich trotz dieser Behinderung weiter meinen Weg zur Fabrik und versuchte dann mit Leitungswasser das Schlimmste weg zu waschen. Allein diese Allergie hätte mich vor den kommenden militärischen Abenteuer bewahren können, weil ich dadurch als wehruntauglich eingestuft worden wäre. Doch nichts bewegte sich ihn mir. Ich nahm mein Schicksal nicht klaglos hin, fragte weshalb und warum und landete bei einem Allergologen, der auf meine bange Frage hin, ob es eine Heilung gibt, antwortete

„Ziehen sie ans Meer, dort werden sie Linderung finden“.

Sein Ratschlag erschien mir utopisch. Ich wußte nicht einmal wo und warum ich hier war und sollte wegen Tränen und Schnupfen meine gewohnte Umgebung verlassen. Das war völlig ausgeschlossen, dass ich seinen Rat befolgen konnte. Aber es wäre das Richtige gewesen. Ich beendete die Lehre mit einer Abschlußprüfung an der Industrie- und Handelskammer Hochrhein. Ich hatte alle Abteilungen durchlaufen und hatte eine Ahnung bekommen wie so eine Fabrik verwaltet wird. Einer der aufregenden Erlebnisse war gekoppelt an einen meiner Kollegen der aus Blansingen stammte. An einem Tag im letzten Sommer der Lehrzeit kamen wir in kurzen Hosen zur Arbeit, was von der Geschäftsleitung nicht goutiert worden war.

Danach ging ich freiwillig zwei Jahre zur Bundeswehr. Die Gründe für meine Entscheidung für die Bundeswehr waren im Finanziellen und in meiner Phantasie oder im Charakter begründet. In der Lehre hatte ich mich mit 75 Mark monatlich abspeisen lassen müssen, und so erschienen mir die 400 Mark monatlich von der Bundeswehr als traumhaft schön. Dazu kamen noch 2000 Mark Abfindung am Ende der Dienstzeit und diesen Geldsegen wollte ich mir nun wirklich nicht entgehen lassen. Rechtgläubig wie ich war, ging ich davon aus, dass die Bundeswehr jeden gesunden jungen Mann einzieht, und ich sagte zu mir selbst, dann gehe ich eben lieber freiwillig, diene läppische sechs Monate länger und bekomme dann dafür auch noch Geld, für meine bescheidenen Verhältnisse viel Geld. Ich wußte nicht, dass die Bundeswehr erhebliche Probleme hatte, passenden Nachwuchs zu finden. Nicht ganz ein Jahr zuvor war ich vom Kreiswehrrersatzamt zur Tauglichkeitsprüfung einberufen worden. Dieser amtlichen Aufforderung war ich ohne Murren und Klagen nachgekommen. Im Gegenteil, ich sah diese Erhebung mehr von der spaßigen Seite. Es wurde gewitzelt wie man die Prüfer übertricksen könnte um ein negatives Ergebnis der Untersuchung zu provozieren und einer schlug vor, man solle mehrere Tassen Kaffee vorher trinken um den Kreislauf über den Normalzustand hinaus zu bewegen. Wieder ein anderer empfahl eine durchzechte Nacht mit kräftigem Cognacgenuss. Ich war diesen Spielchen gegenüber relativ gleichgültig. Um mich herum bemerkte ich die, die sich lustig machten über die Armee und die Uniformen und ich fühlte ihre Abneigung, ohne jedoch zu verstehen worum es ging. Was sollte denn da schon besonderes geschehen bei einer Musterung? Hatten nicht viele Männer den letzten Weltkrieg gut überstanden? Ich ging davon aus, dass ich gesund und auch sonst gut drauf war. Irgendwie war ich dann stolz auf die amtliche Bestätigung meiner körperlichen Fitneß. Jetzt hatte ich es sogar schriftlich von offizieller Seite, ich war gesund und fit für außergewöhnliche Belastungen. Es schien so, als hätte ich es nötig gehabt von der Obrigkeit akzeptiert zu werden und mit einiger Verachtung blickte ich nun auf die herab, die nicht als Soldaten eingezogen worden waren. Jetzt wollte ich selbst entscheiden über mein Leben, tat mutig und sagte mir, ohne diese Entscheidung mit jemandem besprochen zu haben, ich gehe freiwillig für zwei Jahre zur Bundeswehr. Schließlich hatte

auch mein Vater in der Uniform einer deutschen Armee geheiratet und das Hochzeitsphoto dieses Paares hing bereits, so lange ich denken konnte, in allen Schlafzimmern der elterlichen Wohnung. Mein Vater war in seiner schroffen und autoritären Ablehnung meiner Entscheidung für die Armee nicht zu überbieten. Er brüllte mich an:

„Ich bin völlig dagegen das du Soldat werden willst. Sieh mich an, ich bin 1941 freiwillig von der Schweiz ins Deutsche Reich gekommen um Soldat zu werden, in Hitlers Armee. Was hatte ich davon?“

Sein Gesicht verzerrte sich bis zur Unkenntlichkeit und er fuhr fort:

„Ich bin bis zum Kaukasus marschiert und wieder zurück. Und jetzt kommst du zu mir und verlangst das ich meine Unterschrift dafür gebe, dass du Soldat werden kannst. Nein, nein und nochmals nein!“

Er schlug die Türe hinter sich zu, öffnete sie sofort wieder und sagte:

„Bub, sei vernünftig, tue das nicht. Ich helfe dir in die Schweiz zu kommen. Dort könntest du bei deiner Cousine den provisorischen Wohnsitz nehmen und gleichzeitig in der Schweiz arbeiten“.

Diesen antimilitaristischen oder antideutschen Aufschrei meines Vaters konnte ich nicht verstehen. Schließlich überredete ihn meine Mutter und endlich gab er doch seine Unterschrift unter die Verpflichtungserklärung. Als Zwanzigjähriger war ich damals noch nicht volljährig und benötigte daher die Unterschrift der Eltern. Sofort fühlte ich mich als Sieger, doch es sollte ein Pyrrhussieg werden. Kräftig und gesund hatte ich die Sache mit der Wehrpflicht selbst in die Hand genommen. In Stuttgart musste ich mich einer Eignungsprüfung unterziehen, die für alle Freiwilligen vorgesehen war. Eine einsame Reise mit der Bahn führte mich in die Landeshauptstadt Stuttgart. Die wohlwollenden Prüfer erteilten mir, nach einer schrecklich langen Wartezeit, die Genehmigung für meine Bewerbung. Als ich dann später bei der Bundeswehr im Geschäftszimmer meinen Dienst leistete, nutzte ich eine günstige Gelegenheit und kramte aus dem Safe des Kompaniechefs meine Akte hervor. Dort las ich, zu meiner sehr großen Überraschung, dass der Psychologe im Prüfungsausschuß meiner Verpflichtung zum Zeitsoldaten nicht zugestimmt hatte, weil ich Probleme

hätte mit der Unterordnung. Und sie hatten heraus gefunden, was nicht schwer war, dass ich gegen den Willen meines Vaters hierher gekommen war, und dass deshalb meine charakterlichen Strukturen Anlass und Grund gleichzeitig wären, um von einer Verpflichtung abzusehen. Weshalb ich dennoch genommen wurde, erscheint mir dadurch gegeben zu sein, dass nicht genügend Nachwuchs zur Verfügung stand. Durch die Verpflichtung zum Soldaten fühlte ich mich gerettet vor der Langeweile im miefigen Alltag der kleinen Stadt Weil. Die Frauen würden mir, dem Soldaten, zu Füßen liegen, wenn ich in Uniform durch die Straßen ginge und ich wäre als Diener des Landes zugleich geachtet, bekäme den dreifachen Sold eines Wehrpflichtigen und dann am Ende der Wehrzeit noch die satte Abfindung. Das waren die wenigen bewußten Argumente die für meine Entscheidung sprechen sollten. Doch es sollte alles ganz anders kommen. Die Erfahrungen mit und in der Bundeswehr waren so erschütternd für mich, dass ich nach den zwei Jahren nicht mehr wieder zu erkennen war - so sehr hatte ich mich verändern müssen. Hätte ich denken können damals im Frühjahr 1966, so wäre mir aufgegangen das die Armee nicht der Ort sein konnte an dem ich wirklich hätte sein müssen und wollen. War ich doch auf der Flucht vor einer autoritären und damit lieblosen sozialen Ordnung.

*

An einem grauen, kühlen Frühlingstag im April fuhr ich also mit der Bahn in einem schlecht geheizten Raucherabteil, Richtung Achern. Knapp zwanzig Jahre jung, die letzten Pickel aus der Pubertät quollen mir noch aus dem Gesicht. Mich erwarteten zwei Jahre als deutscher Soldat im Nachkriegsdeutschland. Die kleinen Städte und Dörfer des Oberrheins huschten am Zugfenster vorbei und ich sah die vertrauten Bilder des Rheins und seiner Umgebung, die sanften Rebberge, die Obstkulturen und die neue Autobahn die hier im Süden der Republik lange Zeit im Gras verebbt war. Der Rhein hat hier noch natürliche Ufer mit wildem Baumwuchs bis tief zum Wasserrand; jedoch fährt hier kein Schiff mehr. Die Franzosen haben uns das Wasser des Rheins abgegraben und es in den Rhein-Rhone-Kanal gelenkt. Des halb ist der Rhein zwi-

schen Weil am Rhein und Karlsruhe nur noch ein Phänomen kleinerer Größe. Da uns die Franzosen auf ihrem Kanal fahren lassen, halten sich unser Schäden in engen Grenzen. Unterhalb des Weiler Stadtteils Friedlingen, auf der Gemarkung der Gemeinde Märkt, wird der Fluß in ein Kanalbett geleitet, das auf französischem Gebiet liegt. Bereits als kleiner Bub wunderte ich mich darüber, dass das mächtige Stauwehr dem Fluß ein abruptes Ende bereitete, doch die Vorteile waren dadurch eindeutig auf meiner Seite. Hier im Alt-Rhein konnte ich noch ins Wasser springen, Fische beobachten oder mich auf Steinplatten bräunen lassen. Ein Schwimmbad richtete die Gemeinde erst 1952 ein und bis dahin waren der Rhein und seine Zuflüsse eine Möglichkeit im Sommer zu baden. Auf der anderen Seite des Rheins war Frankreich, das Elsaß, die Gemeinde Hüningen. Kein Mensch sprach das französische „Hunique“ aus, man beließ es beim deutschen Hüningen. Kaum jemand hatte Beziehungen über den Rhein und erst später fuhr stündlich eine Fähre zwischen Friedlingen und Hüningen, die ich immer wieder benutzte, wenn es mich nach Frankreich zog. Als ich mit dem Moped über St. Louis nach Mulhouse fuhr, setzte ich erst mit der Fähre über und dann ging es weiter auf der Rue National 66 Richtung Mulhouse. Es war meine erste große Reise ins Ausland und der Stolz und die Freude über diese geglückte Exkursion über 80 Kilometer hin und zurück, begleiteten mich noch viele Jahre. Auf der französischen Seite des Rheins sah ich Angler, die stundenlang an der Böschung saßen und auf einen guten Fang hofften. Auf der deutschen Seite gab es keine. Die Gesetze in den beiden Ländern waren unterschiedlich und sind es bis heute noch. Richtung Kleinhüningen, dem nördlichen Basler Stadtteil, flußaufwärts, ragten nach dem Krieg einige Jahre lang, zwei aus Backsteinen gebaute Stümpfe aus dem Wasser, Reste einer Eisenbahnbrücke die während des letzten Krieges zerstört wurde. Außerdem war dies die Stelle an der mein Ur-Großvater als Grenzaufseher gewissenhaft und pünktlich die Grenzgänger kontrollierte. Die Familie bewohnte ein Zollhaus, neben der späteren Anlegestelle der Fähre. Meine südbadischen Wurzeln waren tiefer als ich glauben konnte und doch hatte ich immer wieder das Gefühl, ich gehöre nicht dazu, ich bin hier nur ein geduldeter Fremdkörper.

Ich hatte gehört es sei besser, gleich mit kurzen Haaren beim Bund zu erscheinen und ich war davon überzeugt, mein angestammter Hausfriseur würde mir einen besseren Kurzhaarschnitt verpassen, als ein Friseur in der Kaserne könnte. Dass dieser sehr kurze Haarschnitt für die Bundeswehr noch immer viel zu lang war, dass konnte ich beim besten Willen nicht wissen. Kaum merkbar schlich sich wieder das schmerzhafteste Gefühl der Fremdheit ein. Der eigenmächtige Haarschnitt war der Versuch das angenommene Schlimmste selbst zu veranlassen, genauso wie ich es mit meinem Drängen zur Armee getan hatte. Naivität war tatsächlich einer meiner Tugenden. Und dies alles zu einer Zeit als überall die Haare wuchsen und wuchsen. Damals ließen sich die Beatles die Haare wachsen, ebenso die Stones, Che, Jimi Hendrix, Fritz Teufel und Rudi Dutschke. Sogar der Sohn der Nachbarn, Freunde aus der Schule und sogar Leute am Arbeitsplatz schlossen sich dieser neuen Haarmode an. Nur ich und ein paar andere angepaßte Jugendliche ließen sich mehr oder weniger freiwillig eine Halbglatze schneiden.

Freiburg, Lahr, Offenburg, die Städte Südbadens fielen hinter die Bahngleise zurück. Noch einmal dachte ich an die Stationen zurück, die mich in dieses Abteil, in diesen Zug nach Achern gebracht hatten. Für mein „freiwilliges“ Engagement bei der Bundeswehr spielte neben dem Geld, auch die Wahlmöglichkeit des Standortes eine gewichtige Rolle. Meine Wahl war auf die nächste Kaserne zu meinem Heimatort gefallen, denn ein Kasernenaufenthalt in einem anderen Bundesland wäre mir damals vorgekommen wie ein Auslandsaufenthalt. Die Vorstellung bei einer Einberufung zur Wehrpflicht auch außerhalb von Südbaden zu landen, brachten mich schließlich zur westdeutschen Armee. Ich hatte noch nicht viel von der Welt gesehen und es war klar das ich, der schüchterne und sensible junge Mann, Angst hatte zu weit von zu Hause weg zu sein. Es konnte nicht mehr lange dauern bis der Zug in Achern eintraf. Mein Mund war trocken geworden und das Herz schlug merklich schneller. Was erwartet mich? Ich wußte es nicht. Endlich allein, so wie ich es gewollt hatte. In Weil kannte ich mich vermeintlich aus wie in der Hosentasche. Alle und alles glaubte ich zu kennen, Frauen, Männer, Alte und Junge und deren Eltern und hin und wieder auch noch deren Eltern. „Hier ist doch nichts los“, war die Standardbemerkung die als kollektive

Resignation die Jugendlichen in Weil verband. Auf Straßen und Plätzen erlebte ich den immergleichen, langweiligen und nervtötenden Alltag.

„Hey, schläfst du?“

Ich öffnete die Augen und schaute mich um. Mein Nebenmann hatte mich angesprochen. Er musste etwa mein Alter haben. „Wir sind gleich da. Du mußt doch sicher auch nach Achern. Stimmt' s?“

„Mh, ich fahre auch dahin. Aber ich muss da nicht hin. Ich gehe freiwillig für zwei Jahre“.

„Waas, du bist eine Z-Sau!“, sein Gesicht sprach Bände des Mißfallens. Alle die sich freiwillig zur Bundeswehr meldeten, wurden mit dieser wenig schmeichelhaften Bemerkungen belegt, das „Z“ stand für Zeit.

Ich konnte nichts erwidern. Mein Nachbar zur Linken hatte mir mit einem Schlag mein Maul gestopft. Vielleicht hätte ich ihm von meinen Sorgen, Ängsten und Überlegungen erzählen sollen. Nein, ich war geschockt.

„So was hätte ich nie getan“, fuhr der Nachbar ungerührt fort. „Nie hätte ich mich an diesen Verein verkauft. Die hätten mir sehr viel Geld geben können, aber freiwillig wäre ich trotzdem nie zum Bund gegangen. Was dich da erwartet, wird kein Zuckerschlecken sein. Täusch dich nicht. Du wirst noch an mich denken.“

Die Bremsen des Zuges quietschten erbärmlich und ich packte meinen Koffer von der Ablage und stellte mich im Flur auf. Die Fahrt war zu Ende, ich war in Achern. Hier also sollte ich nun die nächsten zwei Jahre verbringen. Irgendwie würde ich es schon schaffen. Ich glaubte an mich und war voller unbestimmter Hoffnung. Dieser Miesmacher von vorher hatte wahrscheinlich nicht die geringste Ahnung. Ich würde es denen schon zeigen, mit wem sie es zu tun hatten. Ich hatte eine Entscheidung getroffen und nun wollte ich an der Richtigkeit meiner Entscheidung keine Zweifel mehr aufkommen lassen. Und ohne das ich es bemerkte, war ich in die Fußstapfen meines Vaters getreten und auch zu einem Verteidiger des Vaterlandes geworden. Schnell stieg ich die Stufen des Waggons herunter, blickte nach links und rechts, so als wollte ich eine belebte Straße überqueren. Doch es war nur der Perron des Acherner Bahnhofs und plötzlich war ich mitten in einer Gruppe von Jugendlichen. Am Ausgang standen

Uniformierte mit Pappschildern in den Händen, die sie über ihre Köpfe hinweg sichtbar in die Menge hielten. Zwei Wörter wurden immer wieder gerufen: Heeresflieger oder Transportbataillon?

„Schau mal gefälligst in deinen Einberufungsbefehl, dann siehst du wo du hingehörst“, antwortete ein Uniformierter mürrisch und zeigte mit seinem ausgestreckten Arm wo ich mich hin zu bewegen hatte. Den Koffer in der Hand lief ich auf den mit olivgrüner Farbe angestrichenen Militärlastwagen zu. Der Koffer flog auf die Ladefläche und ich kletterte, etwas umständlich mit den spitzen Wildlederschuhen und meinem besten, blauen Anzug, hinter her. Es dauerte eine geraume Zeit bis die Ladefläche gefüllt war. So lange saßen die jungen Männer frierend auf den harten Holzbänken. „Alle verladen, Herr Oberleutnant“, rief eine laute Stimme und kurz darauf setzte sich die Kolonne in Bewegung. Neues Menschenmaterial für die Bundeswehr war unterwegs, frisch aus den Waggons der Bundesbahn. Die Selektion im Bahnhofsgebäude war abscheulich und die unbequeme Fahrt zur Kaserne war es noch mehr. Hätte ich den Weg in die Kaserne nicht alleine finden können? Doch die Vorgesetzten wollten wohl gleich von Anfang an demonstrieren das ihr Machtanspruch über die Mauern der Kaserne hinweg wirksam war. Der LKW ratterte über unzählige Schlaglöcher und ich hatte das Gefühl, der Fahrer steckte noch in der Ausbildung. Wir mußten uns festhalten um nicht über die gesamte Ladefläche geschleudert zu werden und so hingen wir, Klammeraffen nicht ungleich, an den Holzlatten der Sitzbänke. Menschen und Gepäck verknäulten sich zu einem wilden Durcheinander und die beiden Uniformierten in der Fahrerkabine amüsierten sich köstlich. Nach wenigen Minuten verließen wir die Stadt und durchquerten nun Äcker und Obstkulturen. Südbaden erinnert mich an Geschichten, die man sich über Sizilien erzählt, kaum Industrie, viel Landwirtschaft und etwas Tourismus. Westlich bildet der Rhein eine nach 1945 schier undurchdringliche Mauer gegen Frankreich, nach Süden hin erweist sich die Grenze zur Schweiz als eine politische, wirtschaftliche, kulturelle und auch soziale Grenze, die nicht zu verwischen ist. Zum Osten hin bildet der Schwarzwald mit seinen Bergen eine natürliche Grenze zu Württemberg und so blieb mir nur der Weg entlang des Rheins, ins deutsche Land.

Die Lastwagen hielten innerhalb der Kasernenmauern an und zum ersten Mal sah ich eine Kaserne von innen und war überrascht von den Neubauten.

„Alles absitzen, aber ein bißchen dalli, wenn ich bitten darf“, brüllte einer der Uniformierten. Die jungen Zivilisten, die in Wirklichkeit längst gar keine mehr waren, rissen Koffer, Taschen, Tüten und Säcke an sich und einer nach dem anderen sprang von der Ladefläche herunter. Wir marschierten auf eine abgelegene Stelle der Kaserne zu und ohne es zu wissen, hatten wir bereits das non plus ultra des militärischen Lebens gelernt: Befehl und Gehorsam. Vor mehreren eingeschossigen Holzbaracken hielt der Tross an.

Dankbar setzte ich den schweren Koffer ab und steckte mir gierig eine Zigarette an. Ich glaubte, nun hätte ich es erst einmal geschafft. Ein Uniformierter kam auf mich zu.

„Nehmen sie gefälligst die Zigarette aus dem Mund. Wir sind hier in einer Kaserne. Sie sind jetzt Soldat, auch wenn sie noch keine Uniform tragen“.

Das saß wie ein Fausthieb mitten in die Fresse. Vor lauter Schreck ließ ich die Zigarette fallen und trat sie mit der Fußspitze aus. Jetzt schien der Uniformierte vollends die Fassung zu verlieren.

„Sind sie wahnsinnig geworden, hier ist kein Scheißhaus, dies ist eine Kaserne der deutschen Bundeswehr. Sie heben sofort die Kippe auf und tragen sie darüber zum Mülleimer“.

Der Weg dorthin glich einem Spießrutenlauf. Noch nie in meinem Leben war ich öffentlich so angebrüllt worden. Ich hatte mich doch anständig und gehorsam verhalten - und jetzt diese Schande. Der Schreck war mir so derartig in die Glieder gefahren und ich konnte ein leichtes Zittern aus Wut und Scham nicht verdecken. Diese öffentliche Demütigung vor allen Neuankömmlingen, trieb mir die Schamesröte ins Gesicht und bereits in diesem Augenblick begann ich die Armee mit ihren Kasernen und Uniformen zu hassen. Nun fühlte ich ganz intensiv, hier ich war am falschen Platz gelandet. Und wieder erinnerte ich mich an meinen Vater. Er hatte in einer Kaserne der Wehrmacht ähnliches empfunden. Jetzt saß ich in der Falle und ich wußte spontan, dass das nicht meinen Interessen dienen wird, was ich mir hier grob und fahrlässig

selbst eingebrockt hatte. Ich fühlte ungewohnt rebellisches unter meiner ansonsten devoten Haltung. Mir war klar geworden, dass ich zu einem angepaßten Arschloch geworden war und diese plötzliche Erkenntnis verschärfte meine Lage. Bisher hatte ich allen Autoritäten widerspruchslos gehorcht und so keine Erfahrungen mit offen ausgetragenen Widerspruch machen können. Ich war erzogen in einer autoritären Kultur und ich war nun in der Spitze dieser pyramidalen Ordnung eingezogen.

„Kaiser“, mein Name wurde gebrüllt und riß mich aus dem Grübeln.

„Kommen sie rein. Name?“, der Uniformierte der die Lebensdaten der Neuankömmlinge notierte blickte auf ein vor ihm liegendes Formular.

„Ich?, äh?, Kaiser“, kam es etwas kleinlaut über meine Lippen. Diese Antwort gefiel dem Uniformierten überhaupt nicht.

„Ich habe nach ihrem Namen gefragt, nicht nach ihrem Lebenslauf. Also noch einmal. Name?“

Wieder antwortete ich pflichtbewußt: „Ich? Kaiser!“

„Jetzt schlägt' s aber Dreizehn. Wollen sie mich verarschen. Ich stelle ihnen eine einfache Frage und sie können nicht ordnungsgemäß antworten. Mann! Ich will wissen wie ihr Familienname lautet. Ist ihnen das jetzt klar? Immer diese Neuen. Diese verfluchten Zivilisten die keine Ahnung haben.“

Die letzten Worte brummelte er noch vor sich hin. „Na los, schlafen sie nicht ein. Familienname? Da draußen warten noch andere die ebenfalls noch dran kommen wollen. Sollen wir wegen ihnen Überstunden machen? Hä.“

„Kaiser!“

„Vorname?“

„Hermann, ein r und zwei n“

„Wann und wo geboren?“

Vor lauter Aufregung und um ja nichts mehr falsch zu machen hatte ich beinahe meinen Geburtstag vergessen. Soweit war es schon mit mir gekommen. Ich war noch keine Stunde in der Bundeswehr und schon war mir mein Geburtsdatum entfallen. Glücklicherweise fielen mir die Daten noch ein und ich wurde in eine Unterkunft verwiesen. Es war die erste Stube in der ersten Baracke - von Westen her gesehen. Ein

Spind wurde mir zugewiesen, einer der noch übrig geblieben war, weil ich als Letzter die Stube betreten hatte. Dies sollte also meine Umgebung für die kommenden drei Monate in der Grundausbildung sein. Wir Rekruten hatten das Gepäck einzuräumen, die Betten zu beziehen und um 18 Uhr sollten wir uns wieder vor der Baracke aufstellen. Diesen kleinen Raum, mit einer Fläche von circa 15 qm, bewohnten mit mir noch fünf weitere junge Männer. Das Mobiliar bestand aus sechs Spinden, einem Tisch und sechs Stühlen, sowie drei doppelstöckigen Betten. Ich hatte früher bereits von älteren Bekannten gehört, dass die ersten drei Monate besonders stressig sein sollten. Genaue Vorstellungen darüber was hier stattfinden sollte, besaß ich jedoch nicht. Weder in der Schule noch im Elternhaus hatte ich jemals etwas über den Dienst in der Bundeswehr erfahren. Einige ältere Sportkameraden hatten sporadisch und nicht sehr ausführlich von ihren Erfahrungen berichtet; einen systematischen Einblick in diesen Teil der westdeutschen Realität hatte ich auch in der Schule nicht erhalten. Das Thema Militär wurde allgemein gemieden, es schien nicht schicklich zu sein, es mehr als nötig in den Mund zu nehmen. Die Scham über die vergangenen Verbrechen machte die meisten noch stumm.

Kurz vor 18 Uhr wurden im Flur Pfiffe und Schreie laut. „Raustreten und der Größe nach vor dem Gebäude aufstellen und ausrichten“. Jetzt war zu sehen wie die Kriterien der Stubenbelegung aussahen. Die Rekruten waren der Körpergröße nach sortiert worden. Diejenigen die die erste Stube des ersten Zuges belegten, waren auch die ersten in der Reihe der Soldaten die sich zum Zählappell aufstellten. Diese Formierung blieb bestehen bis zum Ende der Grundausbildung. Ich spürte beim Rennen die Angst, ich könnte nicht rechtzeitig draußen sein und fühlte mich zurückversetzt in die Zeiten der Grundschule, als bei Fräulein Rizentahler der Wettbewerb im Rechenunterricht zu einer Tempo jagd geworden war. Auch dort hatte ich die Angst davor verspürt, als Letzter durchs Ziel zu gehen. Jetzt spürte ich diesen Druck auf einer neuen Ebene. Also drückte ich meine Ellenbogen durch um im Gewühl des engen Flures nicht zurückgedrängt zu werden. Nur nicht Letzter werden, alles, nur das nicht. Die anderen Soldaten mußten ähnliches durchlebt haben, denn ihr Verhalten glich dem meinigen, wie ein Ei dem anderen. Die Präzision und die Einheitlichkeit des Vorge-

hens in dieser unvorbereiteten Situation wäre sonst nicht zu erklären. Draußen auf dem Appellplatz, nur einige Laternen leuchteten matt, verschlang uns die Kühle des Aprilabends.

In diesen ersten drei Monaten erlebte ich etliche solcher Situationen, in denen ich oder andere durch Vorgesetzte entweder verbal beleidigt oder durch sinnlose Befehle gequält wurden.

„Tiefflieger von vorne“, brüllte Leutnant Fuchs, er trug verbotenerweise einen Blouson mit aufgedruckten Tarnfarben, und ich wich vermeintlich elegant einer Pfütze aus. Leutnant Fuchs hatte mich bereits, ohne ersichtliche Gründe, schon seit längerer Zeit ins Visier genommen, und sah dieses kleine Ausweichmanöver.

„Schütze Kaiser, kommen sie zu mir“, brüllte er über den Acker.

„Sie haben wohl gedacht sie können sich aussuchen wohin sie sich werfen“, er machte eine kleine Pause um Luft zu holen und schon ging es weiter.

„Ich werde ihnen beibringen wie sie sich als Soldat zu verhalten haben. Kehrt um, und marsch, marsch“.

Ich wußte genau, nun hatte es mich erwischt. Mißmutig bewegte ich mich vorwärts, da ertönte schon der Befehl

„Tiefflieger von vorn, volle Deckung“.

Die ganze Strafübung dauerte etwa eine viertel Stunde, bis Leutnant Fuchs sich zum Abbruch entschieden hatte. Mit schlotternden Knien und keuchender Lunge reihte ich mich wieder bei meinen Kameraden ein. Es war der Augenblick in dem heißer Hass in mir glühte. Gefühle der Wut, Verachtung und Rache breiteten sich erbarmungslos und schier unbeherrscht in mir aus. Wir Rekruten sollten die Angst, Vorsicht und Unsicherheit gegenüber den Vorgesetzten noch besser kennenlernen. Unsere zivilen Überzeugungen sollten durch dieses brutale Ausbildungsprogramm zerbrochen werden, um den militärischen Prinzipien von Befehl und Gehorsam Platz zu verschaffen. Die blitzartig vorgetragenen Attacken der Vorgesetzten sollten das Selbstwertgefühl zerstören. Dadurch wuchsen Angst und Furcht und wir wurden zu willenlosen Befehlsempfänger. Man muss man militärische Ausbildung auch als Gehirnwäsche der besonderen Art bezeichnen. Jeder Rekrut wußte längst von den Grausamkeiten und

Verbrechen von Offizieren und Unteroffizieren der Bundeswehr in einer Kaserne der Fallschirmjäger in Nagold, als ein Rekrut durch solche Behandlungen verstorben war. Rekruten mußten dort über einem im Boden steckenden, aufgeklappten Messer Liegestützen durchführen und andere mußten mit Zahnbürsten den Kasernenhof putzen. Dieses waren Ereignisse, die den Betroffenen und der Öffentlichkeit zeigten, dass die „Innere Führung“, die Ideologie vom „Bürger in Uniform“ und der Bundeswehr als „Schule der Nation“, wie es der ehemalige Nazi und christdemokratische Bundeskanzler Kiesinger formuliert hatte, doch weitgehend euphemistische Beschreibungen des traditionellen deutschen Militärdrills waren. Später erfuhr ich aus dem Roman *Fassonschnitt* von Jürgen Fuchs, dass der Drill in der ostdeutschen Armee dem sehr ähnlich war, den ich bei der westdeutschen Armee erlebt habe und das solche Drillübungen in allen Armeen der Welt stattfinden.

Ich wies gegenüber den Kameraden hin, dass ich die Offizierslaufbahn einschlagen könnte wenn ich wollte. Doch dies wollte ich nun aber tatsächlich überhaupt nicht; denn in der Armee sah ich, bereits zu Anfang der Grundausbildung keine Zukunft für mich. Anstatt aus diesen zwei Jahren das Beste machen zu wollen, verweigerte ich mich viel zu schnell dem System und stellte mich schmollend in die Ecke. Ich hatte mich bis dahin in einer Welt bewegt, in der die Bildungsgrenzen entlang der Klassengrenzen verliefen. Für den Sohn eines Arbeiters war es schon erstaunlich Abitur und eine Lehre abgeschlossen zu haben. Die meisten meiner Generation waren schon glücklich und zufrieden wenn sie eine Lehre hinter sich gebracht hatten. Richtig an der Attacke von Joachim war, dass ich weder ein ausgebildetes politisches noch ein systematisch historisches Bewusstsein hatte. Meine politische Aufklärung war äußerst unvollständig verlaufen und daher bruchstückhaft geblieben. Ich hatte mehrere Schulen besucht und die unterschiedlichsten Lehrer erlebt; dennoch endeten alle historischen und gesellschaftlichen Lehrinhalte bei der Andeutung einer Darstellung des 1. Weltkrieges. Darüber hinaus hatte deutsche Geschichte in meinem Geschichtsunterricht nicht mehr existiert. Hitler, die NSDAP und die gesamte faschistische Vergangenheit existierten demgemäß gar nicht. Hätte ich nicht über meinen Vater oder durch das in den sechziger Jahren aufkommende Fernsehen erfahren das Deutschland

noch einen weiteren Krieg begonnen und verloren hatte, ich hätte das Jahr 1918 als das Ende der Geschichte angesehen. Die Zeit bis 1945 wäre ein weißer Fleck geblieben, an den sich die Jahre danach sozusagen nahtlos wieder angeschlossen hätten. Allein Direktor Daigl, er vertrat im Gemeinschaftskundeunterricht den fehlenden Fachlehrer, paukte mit uns ein ganzes Schuljahr das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland und ein Höhepunkt dieser Paukerei war die Drohung von Daigl an seine Zöglinge, dass sich ja keiner unterstehen sollte „föderal“ mit „förderal“ zu verwechseln.

Der Frühling verging im militärischen Einerlei und ich sah keine Möglichkeiten mehr, aus der selbstgewählten Falle wieder heraus zu kommen. Um nicht auf zu fallen passte ich mich den vorgegebenen Strukturen so weit wie möglich an und erreichte so den Abschluss der Grundausbildung. Da ich mich als Fußballspieler gemeldet hatte, kam ich in die Schreibstube der ersten Kompanie. Längst hatte ich es schmerzhaft bereut, mich freiwillig dieser inhumanen Tortur ausgesetzt zu haben. Nun soff ich vorwiegend Bier und in vollen Zügen und selbst meine bescheidenen Saufrekorde, die ich widerwillig im Sportverein mitgemacht hatte, übertraf ich hier problemlos. Ich verkam zu einem arbeitsscheuen und trinkfesten jungen Soldaten ohne Werte und Ziele. Die Woche bestand aus der offenen Sehnsucht nach dem Wochenendurlaub und die Zeit dazwischen war vertane Zeit, weil ich unnütze Arbeit verrichten musste. Wie mein Vater trug ich nun eine deutsche Soldatenuniform und wie mein Vater verfluchte ich das deutsche Militär als sadistisch ausgerichtet. Aber noch immer war ich der nach außen ruhige und ausgeglichene wirkende Jugendliche, der den Befehlen gehorchte und damit war ich für die Vorgesetzten ein entgegenkommender Untergebener.

*

Mit den Jugendunruhen bekamen meine rebellischen Gefühle eine politische Orientierung und Frauen und Männern wie Rudi Dutschke, Angela Davis, Ho Chi Min und Ernesto Che Guevara, die ich über die Presse und die Medien mit bekam, wurden zu meinen universalen Symbolfiguren einer weltweiten Rebellion gegen Unterdrückung

und Ausbeutung. Unter dem Einfluß dieser Jugendbewegung begann bei mir die Bildung eines politischen Bewusstseins, dass in Ermangelung eines allgemeinen und umfassenden politischen Bewusstseins, zu meinem dominierenden werden sollte. Diese Bewegung gab mir das Gefühl und das Wissen für eine Perspektive auf die Welt im engeren und weiteren Sinn. Nun war ich nicht mehr allein, ich verstand mich als elementaren Teil der aufkeimenden weltweiten Revolte. Das Alte erschien morsch, hinfällig, ohne Substanz und gültige Werte. Ich hüpfte durch Straßen und Säle Südbadens, hörte mich Ho Ho Ho Chi Min, Ho Ho Ho Chi Min rufen, wobei die linke Faust energisch nach oben gestreckt wurde. Nun kaufte und las ich wöchentlich den *Spiegel*, und monatlich *Pardon*, *Konkret* und *Titanic*, verfolgte im Fernsehen und in Zeitungen das Zeitgeschehen und griff gierig nach den wenigen veröffentlichten Aussagen der Führer der Revolte. In der Marxistischen-Arbeiter-Schule in Lörrach ließ ich mich von alt gewordenen Marxisten über die Notwendigkeit proletarischer Analyse und Aktion einweihen und die Schriften der Deutschen Friedensgesellschaft überzeugten mich von der Notwendigkeit der Abwehr der westdeutschen revanchistischen Militaristenkreise in der Verwaltung des Staates, in der Politik und Gesellschaft. Ausgerüstet mit diesen theoretischen, ideologischen und historischen Kenntnissen traute ich mir zu, mich in den Strom der Rebellion zu werfen. Ab jenem Zeitpunkt besaß ich ein politisches Weltbild und die dazu passende politische Anschauung. Zuvor war ich ein angepaßtes, Bildzeitung lesendes, kleinbürgerliches Arschloch, dass im Sport die höchste Vollendung menschlicher Größe fand und der den Vorgesetzten und anderen Respektspersonen widerspruchslos entgegentrat. Dieser hohle und an die kleinbürgerlichen Strukturen angepaßte Mensch der ich war, bekam durch die Rebellion ein Bewusstsein, dass in diesem Zusammenhang nur ein radikales Bewusstsein sein konnte. Politisch war es in dem Sinne, dass die Idee der Befreiung der Arbeiterklasse ihre Wirkungen bei mir gefunden hatte. Die herrschaftskritischen Texte der Rebellion überlagerten und destrukturierten meine schulischen und familiären Trivialinformationen, die bis dahin meine bestimmenden Bewusstseinsinhalte repräsentierten. Bis zu dieser Zeit besaß ich persönlich kein einziges Buch, außer einigen Science-Fiction- und Krimi-Taschenbüchern. In der elterlichen Wohnung

hatte es, bis zu meinem Auszug in die Bundeswehr, nur ein einziges Buch gegeben, dass meiner Mutter gehörte: „Der heilige Skarabäus“. Ich las es heimlich und stellte erregt nach wenigen Seiten fest, dass es sich um die Lebensgeschichte einer Wiener Hure im ausgehenden 19. Jahrhundert handelte. Durch meine Mitgliedschaft im Bertelsmann Buchclub bekam ich meine ersten eigenen Bücher in die Hände. Heißhungerig stürzte ich mich nun auf die neuen Besitztümer, die da waren eine Zitatensammlung von Texten von Karl Marx, eine Anthologie mit Texten von Günter Grass u.a., von Heinrich Böll die Novelle *Billard um Halb Zehn*, von Dennis Meadows den ersten Bericht des Club of Rome vom *Ende des Wachstums* und schließlich die *Schachnovelle* von Stefan Zweig. Sie ist schön handlich, ja klein und ich las sie als einziges Buch von Anfang bis zum Ende. Ich hatte Mühe mit den dicken Bänden und auch eine wilde Begeisterung fürs Lesen reichte nicht aus um diese Probleme zu lösen. Ich war es einfach nicht gewohnt dicke Bücher zu lesen und resignierte. Die Bertelsmann Bücher dienten dann dazu das schmale Regal im Schrank zu füllen. Ich hatte es versucht aber es ging nicht. Es war so als hätten die Bücher eine Kraft in sich, die mich abstieß. Ich fühlte mich elend und wußte keinen Rat. Meinen Musikgeschmack brauchte ich nicht zu verändern, denn hier an dieser Stelle war ich bereits auf der Höhe der Zeit angelangt. Seit vielen Jahren hörte ich auf meinem wackeligen Plattenspieler Rock, Pop und Soul von Chuck Berry, Little und Cliff Richard, Elvis Presley oder Aretha Franklin und es kam Blues und Jazz dazu. Ich verkehrte in dunklen Kellergewölben in Lörrach oder Basel, wo Live gesungen und gespielt wurde und wo die ersten Joints ihre Runden drehten. Was sollte nur aus mir werden? Ich wußte es nicht und diese Unsicherheit über meine Zukunft sollte noch lange bestehen bleiben. Mit dem Eintauchen in die Rebellion hatte ich mehr als eine Kompensation gefunden für meinen, nicht nur allein aus dem proletarischen Minderwertigkeitskomplex entstandenen Schmerzen. Als Rebell fühlte ich mich ganz und stark, auch weil es meinem pubertär gespeisten Drang nach Abenteuern entsprach. Ich ahnte nicht, dass mich die Legenden meiner Biographie noch lange beherrschen würden. Mein erster Widerstand gegen die beklemmende und intolerante Kultur des westdeutschen Nachkriegsdeutschlands hat in der Bundeswehr statt gefunden. Ich verzichtete

ausdrücklich darauf dort eine Karriere anzustreben und dieser Verzicht war mein erster Schritt auf dem Weg der Befreiung aus dummer Unterwürfigkeit. Das militärische System der Unterordnung widersprach komplett meinen jüngsten Selbsterfahrungen und Überzeugungen. Außerdem entschied ich mich dafür, dass ich im Falle einer kriegerischen Auseinandersetzung den Dienst mit der Waffe verweigern würde, weil ich mir nicht vorstellen wollte in die DDR zu einfallen. Ich war zum Kriegsdienstverweigerer geworden ohne das ich mir dessen bewusst geworden war. Klaus-Dieter Hägele, ein mutiger junger Mann war mir zu einem Vorbild geworden. Er durfte das Kasernengelände nicht verlassen und innerhalb der Kaserne konnte er sich nur mit einer Eskorte von zwei Soldaten bewegen. Bei einem zufälligen zusammen treffen erzählte er mir von seinen Absichten. Er war als Wehrpflichtiger zur Bundeswehr gekommen und er hat fest stellen müssen, dass er nicht in der Lage war, Soldat zu sein. Also verweigerte er den Kriegsdienst, so wie es das Grundgesetz der BRD vorsieht. Nach wenigen Wochen beharrlicher Auseinandersetzung war er durch und er konnte als freier Mann die Kaserne verlassen. Ich blieb leider und fühlte mich als Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit in der Bundeswehr. So verteilte ich als Schreibtischhengst, gegen Brauchbares und auch für Nichts, Wochenendurlaubskarten und zusätzliche Urlaubstage. Wer die Verhältnisse in der Armee kennt, weiß wie wichtig es für Soldaten und niedrigrangige Unteroffiziere ist zusätzliche Urlaubstage zu bekommen. Klaus Reitzer, ein Kamerad den ich von Weil her kannte, wurde wegen ungebührlichen Verhaltens gegen einen Vorgesetzten auf dem Kasernengelände inhaftiert. Ich hörte davon und besuchte ihn in seiner Zelle. In meinem Behälter für die Gasmaske hatte ich eine Flasche Bier versteckt und die schmuggelte ich in den Knast. Nach wenigen Monaten verlor ich die Lust an dieser Art der subversiven Heimlichkeit. Bei einer mehrtägigen Geländeübung auf einem Truppenübungsplatz bot sich nun die Gelegenheit den offenen Widerstand zu praktizieren. Einige Unteroffiziere behandelten Rekruten auf eine brutale und schikanöse Weise und ein Fall von Fremdenfeindlichkeit erregte mich dabei so sehr das ich etwas unternehmen musste. Als nach der Rückkehr von diesem Aufenthalt auf dem Truppenübungsplatz einige Rekruten, darunter auch ich, zur Strafe für ihre Widersprüche gegen die Schikanen und Gemeinheiten eine Ausgangs-

sperre für das Wochenende erhielten, war das der Tropfen der das Faß zum überlaufen brachte. In Wut und Rage griff ich zur kompanieeigenen Schreibmaschine und formulierte, auf der Rückseite von bundeswehreigenem Formularpapier, zwei Beschwerden. Kameraden, die ebenfalls äußerst erregt waren über die inhumane und ungerechte Behandlung diktieren mir ihre Beschwerden in die Schreibmaschine. So schickten wir einen Stapel mit insgesamt sechs Umschlägen mit Beschwerden an den Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages in Bonn. Dies war meine erste Rebellion gegen eine schier unüberwindliche Macht und von da ab an verlor ich meine Angst vor Autoritäten. Die Vorgesetzten waren Handlanger eines Papiertigers, vor dem ich mich nicht länger fürchten musste. Ich vollzog diesen Schritt aus der Reihe in den Widerstand ohne das ich mir im klaren darüber war, welche Auswirkungen es auf mich und mein Leben hab Meine Großmutter Regina war eine kleine, dynamische Frau. die im Laufe ihres Lebens mit drei verschiedenen Männern, sechs Kinder gezeugt hatte. In ihren späten Jahren lebte sie mit Zweien der Männern unter einem Dach und bildete so eine kleine, aber einsame Insel weiblicher Vielmännerei. Die Nachbarschaft stand deswegen Kopf und das Ansehen der gesamten Familie war, kein Wunder in der bigotten Umgebung, auf einem Tiefpunkt angelangt. Ich hatte sie sehr gerne, denn von ihr erhielt ich nicht nur Schokolade sondern auch sanfte Berührungen und oft ein Lächeln. In ihren Gärten durfte ich mich aufhalten, spielen, Beeren und Kirschen essen oder die Hühner füttern. Sie mochte mich sehr gerne, ich war ihr erster Enkel und so hatte ich bei ihr einen Stein im Brett. Wäre der Konflikt zwischen meinen Eltern und ihr nicht gewesen, ich hätte die beste Oma der Welt mein eigenen nennen könne. So lag eine Verkrampfung über der Beziehung, die ich damals weder verstehen noch erklären konnte. Ich war das Opfer eines Familienstreits geworden. Mein badisch-fränkischer Stief-Großvater Vitus Graf maß knapp zwei Meter, bei einer Schuhgröße 54 war er eine Respekt, ja Angst einflößende Gestalt. Großmutter war fast einen halben Meter kleiner als dieser „Riese“. Als kleiner Junge sauste ich ihm um die Beine und er erwischt weder mich noch meinen Cousin Friedrich. Er trug meistens eine schwarze Uniform der Bundesbahn und er sah darin aus wie Boris Karloff in *Frankstein*. Er spielte eine unglückliche Rolle in dem Familiendrama das ich

mein eigen nennen kann. Er hatte sich, seine Frau, sechs Kinder und später neun Enkelkinder zu lenken und er versagte ohne großes Murren. Er ging einfach unter in diesem Beziehungsgeflecht meiner Großmutter. Dagegen hatte er keine Handhabe, wie man damals noch zu sagen pflegte. Als alles zu spät war, zog er sich zu Cecilia nach Rheinfelden zurück und starb dort würde. Durch Zufall oder auch nicht war ich an einem Wendepunkt meines Lebens angelangt. Nach wenigen Tagen bekam ich zu spüren, auf was ich mit den Beschwerden gestoßen bin. Die Reaktionen der Offiziere waren hysterisch und präzise zugleich. Sie stellte mittels kriminologischer Untersuchungen fest, dass der Beschwerdetexte mit dem Schreibbild der kompanieeigenen Schreibmaschine übereinstimmte und das alle Beschwerden mit dem gleichen Schreibpapier geschrieben waren. Am Ende ihrer Bemühen mußten sie nur noch Eins und Eins zusammen zählen und sie hatten mich als Schreiber entlarvt. Ich wurde daraufhin zu meinem vorgesetzten Offizier geführt, vor dem ich Rede und Antwort stehen musste. Mittlerweile wußte ich aus dem Studium des Soldatengesetzes, dass mir wegen einer Beschwerde keine Nachteile entstehen durften und mit dieser selbsterarbeiteten Überzeugung ging ich allein, ohne Beistand, in das Gespräch mit dem Kommandeur. Meine Knie schlotterten wenig als ich in Ausgangsuniform und mit Stahlhelm auf dem Kopf, in das üppige Büro trat. Major Schalck hatte bei den Soldaten den Ruf ein Alkoholiker zu sein. Als ich ihm gegenüber saß, erinnerte ich mich an diese Gerüchte und ich sah, dass mir tatsächlich ein Säufer gegenüber saß. Er forderte mich eindringlich auf die Beschwerden zurück zu ziehen. Dieses Ansinnen lehnte ich strikt ab, worauf Schalck dazu überging, mich mit einem Posten bei der Fahrschule zu locken. Nach seiner Ansicht war das Vertrauensverhältnis zwischen mir und dem Kompaniechef zerrüttet. Ich antwortete kurz und trocken, dass ich mich erneut in Bonn beschweren würde, falls mir irgendwelche Nachteile entstehen würden und die Versetzung in die Fahrschule sähe ich als einen Nachteil an. Damit war das Gespräch beendet. Ich hatte mich durchgesetzt. Der Triumph über diese Entwicklung war überwältigend. Ab jetzt hatte ich eine außergewöhnliche Position in der Kaserne gewonnen und dieser Sieg gab mir eine gewisse Narrenfreiheit. Meine Bestrafung war schließlich meine Isolierung von den anderen Kameraden. Ab jenem Zeitpunkt lebte

ich in einer Einmann-Stube im 1. Obergeschoß. Getrennt von den Kameraden führte ich bis zu meiner Entlassung aus der Bundeswehr ein Dasein im Übergang. Diese Verbannung traf mich hart, denn es gibt beim Militär keine schmerzhaftere Strafe als die Isolierung von der Gemeinschaft. Wer sich quer legt, wer nicht mitspielt wird ausgesondert, ausgespuckt und weggefegt. Auf dieser Grundlage funktioniert das System im Kleinen wie im Großen, es läuft so in den Betrieben und so läuft es, um so drastischer auch in den Kasernen. Die gewünschte Konsequenz ist die vollzogene Anpassung an das herrschende System und seine Repräsentanten. Dies ist auch die grundlegende Moral der von transnationalen Banken, Versicherungen und Industriedominierten Gesellschaft. Anpassung und noch einmal Anpassung, bis man gelernt hat die eigene Kotze zu fressen. In höchster Not konnte ich dazu lernen, konnte ich für meine Interessen kämpfen, und ich ließ mir nichts mehr gefallen, nur weil es von oben verordnet war. Für meine Selbstachtung war es unerlässlich zu wissen, dass ich im entscheidenden Moment Widerstand leisten werde. Nur Mannschaftsdienstgrad, lebte ich wie ein jüngerer Offizier oder Unteroffizier in einer separaten Stube. Welche überraschende Wendung in meinem Soldatenleben. Ich hatte noch knapp ein halbes Jahr Dienstzeit vor mir, meine Kameraden mit denen ich eingezogen worden war, waren bereits wieder zu Zivilisten geworden. In dieser Zeit begann meine bittere Ernüchterung; ich hatte gekämpft und gewonnen, aber was hatte ich praktisch von diesem Sieg. Einige der brutalsten Schleifer wurden gerügt und einer von ihnen erhielt sogar eine Beförderungssperre. Aber sonst ging alles seinen militärischen Gang. Meine Kameraden steckten in Soldatenuniformen und hatten kein Bewusstsein ihrer Lage. Sie hatten überlieferte Erinnerungen an soldatische Traditionen ihrer Väter oder anderer Familienangehörigen, die unter den Befehlen Hitlers den Zweiten Weltkrieg begonnen und ihn schließlich verloren hatten. Wir Jungen hatten keine Ahnung von den Greueln der Nazibanden auf den Schlachtfeldern und in den Lagern, und wir wußten nicht wie Kommunisten, Sozialisten, Schwule, Cinti, Roma, Russen und Juden gequält und getötet worden waren von unseren Vätern und Großvätern. Auch wir hätten sagen können, genau so wie es von unseren Eltern vorgelebt wurde, wir haben nichts gewußt. Man hat unsere Generation militant anti-kommunistisch erzogen und

eine scheinheilige, repressive Normalität wollte uns glauben machen, dass es vor ihr nur noch den Kaiser gegeben hätte. Ein Mittel der Aufrechterhaltung der verdummenden politischen Atmosphäre war die Ausschaltung kritischer Fragen nach den Ursachen und Wirkungen des Hitlerfaschismus. Fragesteller wurden entweder als Dummköpfe denunziert oder als von Ulbricht Finanzierte angegriffen. Man hatte hinzunehmen was einem vorgesetzt war oder man wurde mit einem wilden „Geh' doch nach drüben“, in die Schranken verwiesen. Diese Atmosphäre der Intoleranz erlebte ich noch viele Jahre und die Berufsverbote, durchgesetzt durch die Brandt-Scheel-Regierung, bildeten dabei nur einen vorläufigen Höhepunkt in der Durchsetzung einer gesellschaftlichen Ruhe, die man auch als Friedhofsruhe bezeichnen kann. Bereits zu Adenauers klerikal-faschistoiden Zeiten wurden Kritiker der westdeutschen Lebensweise öffentlicher Schmach und Verachtung ausgesetzt. Die autoritäre Gesinnung setzte sich fort von einer Generation zu nächsten und wenigstens wir Rebellen von 1968 waren diejenigen, die für kurze Zeit mit dieser verhängnisvollen Kontinuität brechen konnten. In Diskussionen und Aktionen formulierten und entwickelten wir politische Interessen die Standpunkte ermöglichten und Gegensätze sichtbar machten. Die von apolitischen Konsuminteressen formierte westdeutsche Gesellschaft und ihrem autoritären Staatsapparat standen wir jungen Rebellen jedoch weitgehend allein gegenüber.

Bis zur Entlassung aus der Armee zählte ich jeden einzelnen Tag. Das ganze militärische Leben war für mich zu einer dumpfen Quälerei geworden, die ich so schnell wie möglich beenden wollte. Ende März 1968 bekam ich meine Entlassungspapiere in die Hand gedrückt und über die Stadt Freiburg im Breisgau, die ich unbedingt noch sehen wollte, machte ich mich auf den Weg nach Weil. Zu diesem feierlichen Anlass zog ich meine tollsten Klamotten an, die da waren, ausgefranste Jeans, schwarze spitze Schuhe und darüber ein dunkelblaues Jackett mit metallenen Knöpfen. Auf meinem Kopf saß ein selbstgebastelter Hut, den ich in wochenlanger Arbeit selbst hergestellt hatte. Dazu trug ich den sogenannten Reservistenstab, den mir ein Kamerad aus der Werkstatt aus leeren Patronenhülsen angefertigt hat. Am oberen Ende war eine kleine Hupe befestigt, mit der ich unterwegs Laute ertönen ließ. Er war mit schwarz-rot-gol-

denen Kordeln gekrönt und als ich mich im Spiegel sah, war ich glücklich. Ich hatte die Bundeswehr hinter mich gebracht und das Leben, mein Leben konnte nach diesen doch bitteren Erfahrungen neu beginnen. Ich fühlte mich nun durch die brutale Entmischung beim Bund genügend erwachsen, doch in Wahrheit wußte ich nichts vom Leben. Das musste zu Problemen führen.

*

Einige wenige Tage genoß ich die wiedergewonnene Freiheit im sonnigen und deshalb warmen Frühjahr. Auf der Suche nach meinem ersten Arbeitsplatz studierte ich Stellenanzeigen in badischen und schweizerischen Zeitungen. Ich hatte keine Ahnung was ich tun sollte und es erschien mir auch nicht wichtig zu sein welche berufliche Zukunft ich nun haben sollte. Ich hatte eine Berufsausbildung abgeschlossen, war zwei Jahre bei der Bundeswehr gewesen und fühlte mich den kommenden Aufgaben gewachsen. Schnell fand ich in der Verwaltung des Coop Schweiz am Aeschenplatz in Basel einen Arbeitsplatz, wo ich einem Sachbearbeiter bei der Planung und den Berechnungen für die Rentabilität von neuen Supermärkten in der Schweiz assistierte. Die Arbeit war leicht zu bewältigen und ich war irgendwie glücklich dort. Das Büro lag im obersten Stock des Gebäudes, rund um verglast und bot so wunderbare Blicke über den Aeschenplatz. Die meisten Mittagspausen nutzte ich um die Innenstadt Basels zu erkunden und meine Neugierde nach Eindrücken und Standpunkten war nun auf einem höheren Niveau angelangt. Einmal blieb ich im Büro über Mittag, zusammen mit Stefanie Selb, die seit kurzem meine Kollegin war. Wir liebten uns spontan und drückten diese Liebe aus, auf dem Sessel des Chefs.

Hier in den Büros der Coop Schweiz traf ich auf unterschiedliche, aber städtisch geprägte Frauen und Männer, die dort ihrem Broterwerb nach gingen. Hier war alles so anders, so leicht wie ich es nie zuvor erlebt hatte. Die Schweizer pflegten untereinander einen anderen Umgang, als ich es in Deutschland gewohnt war. Es wurde herzhaft laut gelacht, gestritten und selbstverständlich auch wie in jedem anderen Büro der

Welt wurde nach allen Seiten getratscht. Ich lernte dort auch Jacques Döbbelin kennen, einen älteren Basler, der kleinere Hilfsarbeiten für die Abteilung durchführte und der mir seine Weisheiten näher brachte. Zwischen uns entwickelte sich so etwas wie eine Freundschaft, die wir bei einigen Besuchen im Restaurant Hasenburg hinter dem Marktplatz, bei Fondant und Röstli, besiegelten. Was für eine herrliche Zeit ich dort erleben durfte. Mittags ging ich ins *tis*, dem Musik-Cafe *Atlantis*, trank Cafe und Cola und hörte internationale Live-Bands die Rock, Blues oder Jazz spielten. Ich war vollständig bedient, als ich da oben im ersten Stock, an der Balustrade saß und den Musikern von oben zu sehen konnte oder wenn ich direkt an der Bühne Platz nehmen konnte und so hautnah an der Band dran war. Diese Atmosphäre hat mich schwer beeindruckt und so hatte ich lange Zeit keine Wahl. Ein anderes kulturelles Erlebnis hatte ich beim Friseur oder wie es dort hieß beim Coiffeur. Ich ging in den Laden rein und hörte die Musik die aus den Lautsprechern quoll. Dazu wurde ich gefragt, ob ich etwas trinken möchte. Ich wollte. So saß ich in dieser Frisierstube und war glücklich deswegen. Es gab Tage bei dem das Atlantis nicht geöffnet hatte. Dann hatte ich „frei“ und stiefelte durch die Altstadt von Basel. Im Sommer ging ich Baden im Rhein oder ich saß im Park beim Aeschenplatz. Wenn ich Hunger hatte wandte ich mich zur *Brötlibar* am Barfüßerplatz und aß während ich Passanten betrachtete. Basler Männer und Frauen sind cool, modern und aufmerksam. Sie sind verrückt nach Sport, nein eher nach Wettbewerb, sie sind mehrsprachig und damit international. Das allein genügt, um sie von ihren alemannischen Sprachvettern im provinziellen Norden zu unterscheiden. Von Anfang an haben sie sich hier am Rheinknie Respekt verschafft durch ihre calvinistische Selbstgenügsamkeit und Beharrlichkeit. An ihnen kann man sich, wenn man will, aufrichten, ihnen ist da alles recht. Das Wichtigste im Umgang mit ihnen ist ihre Fairneß, denn ihr starker Sinn für Vergleiche forderte diese Tugend heraus. Diese freisinnige und demokratische Kultur wird in Basel von allen sozialen Gruppen getragen. Von den Bürgern und den Arbeitern, von den Männern und den Frauen, von Schwulen und Lesben. Selten kochen Gefühle dabei über, nichts wird über Gebühr strapaziert, nein, es ist eine ruhige Gelassenheit die hier ihren Ausdruck findet. Das Basler Bürgertum, genannt „dr Daig“ (der Teig), fermentiert die

städtische Gesellschaft. Ihr Donatorentum, ihre Hingabe für Wissenschaft und Kunst ist legendär und trägt bei zur sozialen Ordnung dieser protestantischen Stadt am Rhein. In ihr ist die Welt noch in Ordnung, sie hat ein klares Oben und ein klares Unten, es gibt Reiche und Reiche die nicht so reich sind wie anderen.

Ich hatte noch drei weitere Arbeitskollegen, Elvira, eine Tochter von Friedrich Dürrenmatt, Peter Jenny und der andere war Robby Wart. Alle drei waren gebürtige Basler und sie konkurrierten mit mir um die Wette, wer denn nun besser informiert oder ausgebildet sei. Zu meinem Leidwesen konnte ich auf literarischem Gebiet nicht mithalten, denn sie kannten ihren Friedrich Dürrenmatt oder ihren Max Frisch und ich musste kleinlaut eingestehen, dass ich noch nichts von diesen Schriftstellern gelesen hatte - wie peinlich. Immerhin konnte ich vertuschen, dass ich so gut wie nichts gelesen hatte. Keinen Brecht, keinen Böll und auch sonst keinen Dichter. Aber es gab noch andere Lücken die ich schmerzlich registrieren musste. Ein Kollege, Heinz Matschulla aus Österreich in die Schweiz gekommen, arbeitete in der Führungsabteilung und gesellte sich oft zu den Gesprächsrunden in der Mittagspause. Matschulla hatte in Marburg und Wien Philosophie studiert und kannte sich aus im dialektischen und historischen Materialismus, der philosophischen Grundlegung des Marxismus. So erhielt ich neben Literaturlektionen noch Vorträge in sozialistischer Weltanschauung und meine Neugierde für Politik und Geschichte wurden angefacht. Obwohl Matschulla in übermäßiger Anzahl Schuppen auf den Schultern mit sich herum trug, bemerkte er, das ich ihm aufmerksam zuhörte. Jeden Tag erwartete ich sehnsüchtig die Klingel im Erdgeschoß, die pünktlich um 17 Uhr meine Kollegen und mich in die abendliche Freiheit entließ. Damals zog mich alles an was in meine neue Vorstellung passte und ich vergeudete meine Zeit in den Zufallsstudien die der Alltag bot. Demonstranten saßen auf den Schienen der Basler Tram und forderten den Nulltarif für alle. Es wurde dafür gekämpft, dass das Sommercasino zu einem autonomem Jugendzentrum wurde und Ende August erlebte ich die heiße Empörung Basler Frauen und Männer gegen den Einmarsch der sowjetischen Truppen in Prag. Ich erlebte mit ihnen die Trauer um den Tod des Studenten Jan Palach, der sich aus Protest gegen die Okkupation im Zentrum von Prag selbst in Flammen gesetzt hatte. Ich orientierte mich

an den politischen Aktionen rebellierender Schüler und Studenten. Junge Arbeiter, so wie ich einer war, waren in diesem Milieu selten aber dennoch anzutreffen. Die unterschiedlichen sozialen Milieus und die daraus entstehenden Unterschiede zwischen den Jugendlichen aus den reichen Elternhäusern und denen aus Arbeiterfamilien waren für mich kein Grund um der 1968er Rebellion fern zu bleiben.

Im Republikanischen Club Lörrach (RC) ließ ich mich von den jungen Revoluzzern davon überzeugen, dass jetzt durch außerparlamentarischen Kampf die Revolution vorbereitet werden musste, dass der Kampf des Vietcong gegen die US-imperialistischen Invasionstruppen gerecht war und der Sieg der Befreiungsfront des Vietcong unausweichlich sein wird und dass das westdeutsche System und seine Eliten faschistisch verseucht waren. Der RC, in einem alten Gebäude in Haagen beheimatet, an der Bahnlinie zum hinteren Wiesental, wurde zu meiner ersten politischen Heimat. Hier erlebte ich bei einem Vortrag von Rolf Hochhuth zum ersten Mal in meinem Leben einen Schriftsteller. Ich sah Theaterstücke von Brecht und ließ mich immer wieder, niemals war ich zu müde dafür, in hitzige politische Debatten verwickeln. Trotz meiner sozialen und kulturellen Unterprivilegierung hatte ich mir einen Zugang zum kritischen und rebellischen Teil meiner Generation verschaffen können. Dieses war mein erster Schritt in meiner Entwicklung zu einem Erwachsenen der die Welt mit kritischen Augen betrachtet. Mit dieser Entscheidung und ihren Folgen veränderten sich nach und nach meine Gedanken, Interessen und Lebensabläufe. Diese Rebellion bot mir nicht nur neue überraschende Möglichkeiten zur Identifikation, sondern ich sah plötzlich das Feld der Lösungen greifbar nahe. Mit der richtigen Kultur, mit Literatur, mit Theater oder mit dem Kino schien es möglich Dummheit und Intoleranz aufzuheben oder mindestens deren schlimmsten Auswirkungen zu relativieren. Diese ungeahnten kulturellen und gesellschaftlichen Möglichkeiten erschienen mir als verlockende Angebote zur Beendigung der klassenbedingten Trübsal unter kleinbürgerlichen Bedingungen. Diese Bewegung brach meine prekär gewordene Klassengrenze auf, die mich in einer Scheinsicherheit gehalten hatte. Nun sprach und soff ich mit Künstlern und Intellektuellen und zu meinem großen Erstaunen behandelten sie mich nicht von oben herab; Nein, ich war Teil einer Bewegung geworden, die den An-

spruch hatte, Egalität nach innen und außen nicht nur zu fordern, sondern auch zu leben. Für mich als einen autoritär sozialisierten männlichen Jugendlichen erschloß sich diese anti-autoritäre Welt Zug um Zug. Meine erheblich angstbesetzte Abwehr gegen Intellektuelle und Künstler hielt mich nicht davon ab, mich spontan dieser Bewegung anzuschließen und ihren hehren Idealen treu zu sein. Als in einem Flugblatt die Verbrennung eines Hundes aus Protest gegen die Flächenbombardierung Vietnams durch die US Air Force angekündigt wurde, machte ich mich allein auf den Weg nach Lörach um mit eigenen Augen zu verfolgen, ob und was sich da abspielen sollte. In der lokalen Presse waren bereits Berichte erschienen und besorgte Bürger sahen ihre radikalen Meinungen in der Zeitung abgedruckt. Die Hetze des Establishments gegen oppositionelle und langhaarige Jugendliche erreichte einen ihrer schmachvollen Höhepunkte. Diese angekündigte Verbrennung eines Hundes mobilisierte Wut und Verachtung bei den Haltern von Haustieren, bei den Kaninchenzüchtern, den Vogelfreunden und den Fischliebhabern. Sie standen geschlossen und solidarisch an der Seite der Hundehalter. Das Ausbleiben der Verbrennung beobachtete ich dann von einem angenehmen Fensterplatz im Café Kupferdach, in das ich mich verdrückt hatte, nachdem es mir zu ungemütlich geworden war, allein auf dem Platz zu stehen. Das hielt ich für auffälliges Verhalten und wechselte eben deshalb auf den höher gelegenen Beobachtungsplatz. Diese Flugblattaktion hatte anscheinend seinen Zweck erfüllt: Wer sich für das Leben eines Hundes einsetzte, dem war auch zuzutrauen, dass er sich auch für das Leben der Menschen in Vietnam einsetzen konnte.

Damals wuchs die NPD auch und gerade in Baden-Württemberg zu einer politischen Bedrohung heran. Die Wahlerfolge dieser neuen Nazis waren erstaunlich und die bürgerliche Öffentlichkeit kultivierte dieses Staunen zu antifaschistischen Anklagen. Zur Abwehr des braunen Spuks vor Ort nahmen kleine Gruppen von Aktivisten aus der außerparlamentarischen Opposition den antifaschistischen Kampf an. Gegen die immer frecher auftretenden alten und jungen Faschisten waren die jungen Antifaschisten von Lehrern geschult worden, die zwischen 1933 bis 1945 entweder in faschistischen Zuchthäusern oder Lagern gefangen gehalten worden waren oder die im ausländischen Exil überlebt hatten. Nach 1945 brachten sie ihre antifaschistischen Erfah-

rungen ein, für den Aufbau eines demokratischen Deutschlands, das die richtigen Lehren aus der Vergangenheit gezogen hat. Diese antifaschistische und antimilitaristische Grundlegung lehrte meine rebellierende Generation, wie der Kampf geführt werden konnte. So wurden Antifaschisten mit einem Flugblatt aufgefordert zur Stadthalle in Lörrach zu kommen, weil dort die NPD eine Wahlkampfveranstaltung durchführte. Ich machte mich wieder allein auf den Weg und stellte in der Stadthalle fest, dass im Vorraum mehrere Büchertische aufgestellt waren, auf denen Literatur zum Kauf angeboten wurde. Der Saal war bestuhlt, in den vorderen drei oder vier Reihen saßen erkennbar Anhänger oder Sympathisanten der NPD und die hintere, größere Hälfte war besetzt mit Antifaschisten. Zu meiner großen Verwunderung standen an den Wänden der Stadthalle uniformierte und mit weißen Schutzhelmen ausgestattete breitschultrige Männer. Sie stellten den Saalschutz der NPD dar und reisten von Veranstaltung zu Veranstaltung mit den Funktionären mit. Ich empfand nichts beim Anblick dieser Szenerie, denn ich hatte keinerlei Erfahrungen und kein Wissen über vergleichbare Situationen und so fühlte ich die lauernde Gefahr nicht. Die Anführer und Initiatoren der antifaschistischen Aktion waren Schüler und Schülerinnen der Gymnasien und Studenten der Universität Basel. Unter ihnen war auch der Student Wilfried Haidt. Er studierte in Basel Geschichtswissenschaft und er sah aus als wäre er ein jüngerer Bruder des großen Karl Marx, wenn da nur nicht seine ausgetretenen „Jesus-Latschen“ gewesen wären. Am Rednerpult stehend verlangte er von den NPD-Organisatoren eine offene Diskussion, was die eine, größere Hälfte des Saales, als für dringend erforderlich hielt. Dieser eindeutigen Meinungsäußerung des Publikums mußten sich die Veranstalter beugen, wollten sie nicht als völlig blamiert dastehen. Danach erklomm Haidt sofort wieder das Rednerpult und begann mit einer Rede gegen die faschistische Entwicklung in der BRD und er wies auf die Gefahren hin, die, bedingt durch die deutsche Vergangenheit, jedem vor Augen stehen sollten. Die Funktionäre der NPD hatten sich mit der Redegenehmigung, einen Bären dienst erwiesen. Haidt redete und redete, er konnte es, und er hielt sich nicht an die vorgegebene Redezeit. Er wurde an diesem Tag zur lokalen Inkarnation einer gescheiterten und faszinierenden Opposition der deutschen Nachkriegsjugend. Leise fragte ich meinen Nachbarn

„Wer ist dieser Haidt - was arbeitet er“?.

„Haidt ist Historiker - er studiert an der Universität Basel“, kam die prompte Antwort. Leider verstand ich das Wort *Historiker* nicht und war zu schamhaft, um mich weiter zu erkundigen. Währenddessen schlenderte der hochgewachsene Uli Sartorius, mit einem dicken Packen Flugblättern auf dem Arm, durch die Stadthalle und verteilte sie an die Besucher. In einer Mischung aus Gier und Verlangen griff ich nach einer solchen schriftlichen Mitteilung. Beinahe zeitgleich mit dem Griff nach dem Flugblatt, trampelten die an den Wänden stehenden Saalschützer los in Richtung Sartorius. Nach der überlangen Rede von Haidt, war es der aufreizend langsam und fast schon erhaben wirkende Sartorius, der das Faß der Saalordner zum überlaufen gebracht hat. Der Sturm der Behelmteten auf das friedlich sitzende Publikum kam ohne Vorwarnung. In sekundenschnelle lag ich mit dem Rücken auf dem Boden, einem Maikäfer nicht unähnlich, über mir ein wutschnaubender Ordner. Irgend jemand riß mich von hinten auf die Beine und zog mich aus dem Zentrum des Getümmels. Nun war mir der Schrecken in die Glieder gefahren, vor lauter ängstlichem Entsetzen und verstärkter Empörung brachte ich keinen Ton über die Lippen. Blaß und mit zitternden Knien stürmte ich mit der Masse der Flüchtenden vor die Stadthalle. Polizei war nicht zu sehen. Neben der Erfahrung des Widerstands gegen den Autoritarismus und Rassismus in der Bundeswehr, war dies ein weiteres fundamentales politisches Erlebnis, dessen Auswirkungen ich mich in der Zukunft nicht entziehen konnte und auch nicht wollte. Gerade zurückgekehrt aus der Welt des neuen deutschen Militärs in die bundesdeutsche Realität, bekam mein Denken und Handeln eine politische Richtung.

*

In jenem Betrieb, in dem ich meine ersten Fabrikerfahrungen machen durfte, arbeitete mein späterer Schwager Rudolf Linzer, der Bruder von Christa Linzer, als ungelerner Hilfsarbeiter. Seine Aufgabe war es, für die diversen Produktionsbereiche Mischungen von Kunststoffen nach Vorlagen herzustellen. Er nannte seinen Arbeitsplatz nur „Giftküche“ und grinste schräg dazu. Ich nahm diese Äußerung für eine seiner übli-

chen Witze und erst als er ihn später in der Freiburger Universitätsklinik besuchte, wo er mit einer Lungenerkrankung eingeliefert worden war, verging ihm das Lachen. Er hatte sich ganz offensichtlich mit krebsauslösenden Chemikalien infiziert und die Ärzte versuchten sein Leben zu retten. Vorausgegangen war ein Blutsturz im Wohnzimmer seiner Eltern und das Blut an den Tapeten der guten Stube brachte seinen Vater Franz zur Weißglut. Solch eine Verschmutzung seiner Wohnung wollte er sich von seinem mißratenen Sohn nicht gefallen lassen. Franz brüllte und tobte und war völlig außer sich, als er die Blutspritzer an der Wand sah. Ein Krankenwagen holte Rudi dann ab und brachte ihn in die Klinik nach Freiburg. Ich besuchte ihn und ich sah ihn dort zum letzten Mal. Er war völlig am Boden zerstört und er wußte schon, dass er die Klinik nicht mehr lebend verlassen würde. An seinem bulligen Körper befanden sich mehrere Infusionsschläuche, die er zusammen raffte, von seinem Bett aufstand und mit Tränen in den Augen zeigte er mit seiner ausgestreckten Hand auf den neben der Klinik gelegenen Friedhof: „Ich habe Krebs im Endstadium. Da unten werde ich bald liegen“. Als junger Arbeiter war er Opfer des kapitalistischen Fortschritts geworden und kein Hahn krächte deswegen. Diese Opfer waren und sind vorprogrammiert in diesem kapitalistischen System, dass nun viele und vieles beherrscht und die meisten dachten wohl, Gott sei Dank, ich bin verschont geblieben - St. Florian lässt grüßen.

Rudis Vater, Franz Linzer, ein Berserker, war mein Schwiegervater geworden, und er hatte bereits Jahre zuvor unter Beweis gestellt zu welchen kriminellen Taten er fähig war. Er hatte sich an seiner jungen Tochter sexuell vergriffen, in dem er sie zur Befriedigung seiner Bedürfnisse sexuell mißbrauchte. Er hat damit auch in mein Leben eingegriffen, weil ich, wie jeder der mit seiner missbrauchten Tochter zusammen kommt, von den Auswirkungen dieses sexuellen Missbrauchs betroffen war. Die Beziehung zwischen Christa und mir war von Anfang an belastet durch die sexuellen Brutalitäten und Zurichtungen die sie durch ihren Vater erleiden musste. Als Opfer dieser Übergriffe war sie sich selbst überlassen und erst viele Jahre später haben Frauen aus der Frauenbewegung dieses Tabu öffentlich gebrochen. Da meine Erfahrungen in meiner eigenen Familie auch nicht ohne Gemeinheiten und körperlichen

Züchtigungen abgelaufen waren, braute sich zwischen uns eine gefährliche Mischung zusammen, die nicht entschärft werden konnte. Seit dem Herbst waren wir verheiratet - wir mußten, weil sie schwanger war. Im darauffolgenden Mai kam die Tochter Nina zur Welt. Wie es sich später heraus stellte war ich nicht ihr leiblicher Vater. Sie war gezeugt worden mit einem flüchtigen Bekannten, den Christa im Urlaub in Spanien kennen gelernt hatte. Als sie aus Spanien zurückkam, holte ich sie zusammen mit meinen Eltern am Flughafen in Basel ab, da war sie bereits schwanger. Ich fügte mich also in das unvermeidliche Geschick und wurde Ehemann und Vater. Ich war mutig, ich war einer der ersten Väter der seine Tochter im Kinderwagen durch Weil kutscherte. In der linken Hand das blaue Fahrrad und in der Rechten den Griff des Kinderwagens in dem Nina meistens gemütlich schlief. So schob ich mich, meine Tochter und die beiden Gerätschaften zur Zweizimmerwohnung in die Hauptstraße, gegenüber dem Gasthaus Krone. Hier fütterte ich meine Tochter, wechselte ihr die Windeln, legte sie schlafen und düste dann oft an den Stammtisch der Familie Häckler, die den Gasthof führte. Hier in dieser Wirtschaft hatte die Familie Kaiser einige Feste gefeiert, ob es Hochzeiten oder Taufen waren, im Gasthaus „Krone“ wurde das Nebenzimmer gemietet. Von daher war es nur verständlich, dass ich mich dort sozusagen heimisch fühlte. Onkel Karl war oft hier nach seiner Arbeit als Polier auf Basler Baustellen. Dass er als Geschiedener eine Geschiedene heirate führte dazu, dass sich meine Mutter unwohl fühlte. Doch es war wohl so, dass geschiedene Frauen und Männer insgesamt nicht gut angesehen waren, und das bekam die zweite Frau von Karl von den anderen Frauen in der Familie deutlich zu spüren. Er war, wie man es von einem Bauarbeiter erwartete, von bulliger Statur und äußerst trinkfest. Manchmal, wenn er vom vielen Saufen nicht genug bekommen konnte, klopfte er an das Fenster meiner Wohnung und holte mich aus dem Bett. Dann wollte er, das ich ihm etwas zu trinken gab und er schwadronierte währenddessen munter drauf los. Während dieser nächtlichen Sitzungen erzählte er vom angeblichen wilden Leben seines Bruders in den 1930er Jahren. Er sei vor der Polizei über Dächer geflohen, weil er wegen Zuhälterei gesucht worden war. Seine eigenen schwarzen Flecken in der Biographie ließ er dabei sicherheitshalber unerwähnt.

Um die Möblierung der 2-Zimmer-Wohnung in Alt-Weil bezahlen zu können, musste ich einen Kredit von über fünf Tausend Mark bei der Sparkasse aufnehmen. Mein Vater war bereit dafür die Bürgschaft zu übernehmen, ansonsten hätte man mir wohl keinen Kredit eingeräumt. Für den Lebensunterhalt und für die Rückzahlung der Schulden schuftete ich so gut ich konnte und auch Christa tat ihr mögliches. Sie war gelernte Schuhverkäuferin und hatte ihre Arbeit in einem Kaufhaus aufgegeben und verdiente ihr Geld nun als Kassiererin in einem Supermarkt in Riehen.

Ich bekam die sozialen und moralischen Folgen eines heftigen Verkehrsunfalls zu spüren. In einer dunklen Sommernacht fuhr ich mit dem Wagen meines Vaters in Haltingen zu Freunden. Auf dem Weg dahin stieß ich mit einem anderen PKW zusammen, dessen Fahrer, Hans-Peter Beil, später im Flur des Krankenhauses in Lör-rach verstarb. Ich fragte Dr. Stahl, den behandelnden Arzt, was mit Hans-Peter los sei. Er antwortete: „Machen Sie sich keine Sorgen, es ist alles in Ordnung mit Herrn Beil.“ Am nächsten Morgen bekam ich einen Anruf von der Polizei, dass Peter Beil im Krankenhaus verstorben war. Ich fiel aus allen Wolken. Es machte klatsch und meine kleine Welt stürzte zusammen. Meine Eltern waren zu der Zeit in Italien im Urlaub und ich rief sie sofort dort an und bat sie um Hilfe. Sie beendeten ihren Aufenthalt an der Adria und kamen am übernächsten Tag zurück nach Weil. Zu allem Unglück kam hinzu, dass sie diese Katastrophe zum Anlass nahmen, die Eheschließung mit Christa zu begründen. Ich fühlte mich durch diesen Unfall gekennzeichnet und nach den Erfahrungen in der Bundeswehr, zum zweiten Mal in meinem jungen Leben zu tiefst erschüttert. Auf jeder gottverfluchten Straße, in jeder beschissenen Kneipe in der ich verkehrte, traf ich jemanden den ich kannte oder der mich kannte, der wußte ich hatte einen Unfall und war dafür gerichtlich bestraft worden zu einer Bewährungsstrafe. In einer der wenigen Nachtlokale, ich verkehrte dort schon seit den legendären sonntäglichen Tanz-Tee Veranstaltungen, beschimpfte mich Theo Savnik als „Mörder“. Wir standen am Tresen dieses Etablissements, tranken und schwätzten und plötzlich sagte er zu mir: „Für mich bist du ein Mörder“. Totenstille. Ich fühlte wie sich mein Blut in den Füßen versammelte - einen kurzen Augenblick später lag ich bewußtlos auf dem dreckigen Boden der Tanzdiele. Dieser verbale

Schlag hatte mich körperlich ausgeknockt. Ich lag flach am Boden. Nur mit Mühe, niemand war mir behilflich, fand ich mein Bewusstsein und meine Fassung wieder. Ich stand auf, ich schrie ihn an: „Du Dreckskerl, was glaubst du eigentlich wer du bist? Bist du der liebe Gott oder gar mein Richter? Du machst dir ein Vergnügen mit meinem Unglück“. Danach verließ ich das Lokal.

Meine Eltern hatten unbedingt gewollt das ich Christa Linzer heirate, weil sie hofften das dadurch bei dem bevorstehenden Prozess, der Richter milde gestimmt werden würde, wenn ich dort als Vater und Ehemann auftreten würde. Die Linzers, ihnen war alles Recht wenn nur der sexuelle Mißbrauch geheim blieb, wollten diese Eheschließung ebenfalls, wenn auch aus anderen Gründen. Nach dem die Beziehung zwischen uns schon seit einigen Monaten völlig beendet war, fand ich mich plötzlich wieder mit ihr zusammen. Ich liebte sie nicht und sie liebte mich nicht, darin waren wir uns einig. Nach dem die Tochter geboren war, war diese Ehe im Grunde genommen schon erledigt.

*

Zwei junge Kollegen aus dem Jura, sie waren Mitglieder der Jurassischen Befreiungsfront, konnten sich ungehindert zu dem Konflikt im Jura äußern und niemand dachte daran, die beiden Freiheitskämpfer in irgend einer Form zu disziplinieren. Das war für mich ein unvergleichliches Beispiel für Toleranz und Kollegialität. Ich ahnte, dass ich zuerst mich selbst in die Lage versetzen musste, bevor ich einen kompletten Neuanfang wagen konnte, und an den Rockzipfel einer Frau wollte ich mich nun wirklich nicht hängen. So einfach wollte und konnte ich es mir nicht machen. Doch ich war tot unglücklich, privat, beruflich, und ein wenig auch politisch. Obwohl mich die liberale Toleranz der Schweizer beeindruckte und ich ihren Sex gut leiden mochte, konnte ich meine konträren deutschen Befindlichkeiten leider nicht kompensieren. Mein Leben war in heftige Turbulenzen geraten, weil die Bewältigung aller meiner Probleme über meine Kräfte hinaus gegangen war. Ich blieb von der Arbeit fern, feierte Krankentage und drückte mich so vor der Lösung meiner Probleme, die dadurch noch vergrößert

wurden. Ich steckte in einem Teufelskreis und sah keine Möglichkeiten an meinen Kern heran zu kommen. Mit meiner Entscheidung für die Bundeswehr hatte ich am Ende eine herbe Niederlage erleiden müssen, doch seit ich in Basel arbeitete, konnte mein Vater wieder neue Hoffnung schöpfen, dass ich den letzten Schritt vollziehen und in die Schweiz überwechseln würde. Ich sollte seine Wege zurück legen, doch ich war in eine Spur geraten, zu der es für mich erst einmal keine Alternative gab. Mit der Bewältigung meiner eigenen Probleme beschäftigt, stürzte ich mich in amouröse Abenteuer und verlor schnell die Grenzen meiner Möglichkeiten aus den Augen. Christa hatte mir vom sexuellen Mißbrauch durch ihren Vater berichtet, aber außerhalb meines Ausdrucks von moralischer Abscheu und Empörung konnte sie von mir keine Hilfe erwarten. Von psychologischen Themen war ich bis dahin so gut wie unberührt. Der sexuelle Mißbrauch hat ihre sexuellen Einstellungen nachhaltig beeinflußt und zwar in der Weise, dass sie sich jedem Mann zu aller erst einmal als sexuelle Partnerin anbot. Dieser Zwang zur absoluten Bevorzugung des Sexuellen produzierte eine unübersehbare Anzahl von konfliktuösen Beziehungen, zu deren Bewältigung sie und ich weder Zeit, Wissen noch Kraft hatte. Auch sie war durch ihre Kindheit und Jugend zu einem Opfer geworden, und dieser Zustand verschärfte sich noch dadurch, dass sie kein Bewusstsein ihres Opferstatus hatte. Sie fühlte sich normal und lachte über allgemeine psychologische Problematisierungen, die dann später von Freunden und Bekannten vorgenommen wurden. Mit ihr verband mich eine gewisse Haß-Liebe, deren Merkmale durch die permanente gegenseitige Untreue verschüttet blieben. Als verklemmter junger Mann erschien sie mir verlockend, weil ihre durch den Mißbrauch sexualisierten Zugänge, anscheinend problemlosen Sex ermöglichten. Seit ich sie kannte, darüber staunte ich über mich selbst, wollte und konnte mir mit ihr nie eine Zukunft ausmalen. Das Leben mit ihr blieb im Alltag stecken, eine Perspektive war nicht vorhanden. Ich fand sie an der Oberfläche lebenslustig, jedoch zu ernsthaften Berührungen kam es nicht. Mit labilen Gefühlen, letztlich jedoch in der Überzeugung der absoluten Normalität, ließ ich die Eheschließung mit ihr über mich ergehen. Ich war nach dem tragischen Verkehrsunfall seelisch so in Bedrängnis, dass ich eher eine Psychotherapie gebraucht hätte, als eine Ehe. Ich war so betäubt, so be-

wußtlos, dass ich gar nicht zu mir selbst gefunden habe. Was hätte ich anstelle dessen tun sollen? Wie ein Lamm das sich zur Schlachtbank führen lässt, so ging ich vor den Traualtar und wurde Ehemann.

Meine Mutter war in Sorge um die junge Familie, weil sie befürchten musste, wir könnten uns bei ihr in der engen Wohnung einquartieren, besorgte über eine Schulfreund eine 2-Zimmer-Neubauwohnung an der Hauptstraße in Alt-Weil. Hier lebten wir für knapp zwei Jahre und brauchten dann eine größere Wohnung. Von der Stadtverwaltung erhielt ich im Gleiwitzerweg eine 3-Zimmer-Wohnung des sozialen Wohnungsbaus. Das war auch die Wohnung, aus der ich dann später zweimal nach Rheinfeldern auszog und wieder zurück und in der sich die jungen Sozialisten oft zu Diskussionen und Festen getroffen haben.

*

Ich diskutierte mit meinen Kollegen über die politische Lage im allgemeinen und im besonderen, versuchte mich am Arbeitsplatz als sozialistischer Agitator und das Ergebnis war verheerend. Über den Misserfolg meiner Bemühungen fühlte ich mich wie platt getreten. Da diese Agitationen sehr viel Zeit und Konzentration gebraucht hatten, war ich mit der Bewältigung des anfallenden Geschäftsablaufs ins Hintertreffen geraten. Ich blickte nun wieder optimistisch in die Zukunft und ich malte mir darin aus, dass ich ein hervorragend gebildeter und ausgebildeter Mann sein würde, der politisch auf dem neuesten Stand war, beruflich erfolgreich und glücklich verheiratet. Meine gegenwärtige Arbeitssituation war fragwürdig geworden, weil ich meine perspektivlose Subalternität erkannt hatte und war dadurch darauf gestoßen Auswege aus meiner Misere zu finden. Damals war Helmut Vater mein engster Freund und ich agitierte ihn politisch, ganz in der Art wie es mir mein Vater perfekt vor gelebt hatte. Er war ein außergewöhnlicher Typ in diesem langweiligen Weil, weil er ohne seinen Vater aufgewachsen war. Seine Mutter hatte wieder geheiratet, und er hatte damit seine Probleme. Er riß zu Hause aus und verbrachte einige Zeit in Paris. Diese Erfahrung hob ihn ab von den meisten anderen die ich damals kannte. Meistens hatte Helmut

viel Geld in der Tasche. Er fuhr ein weißes Fiat-Cabriolet, sah gut aus und die Männer und Frauen liefen ihm in Scharen nach. Er konnte aussuchen und schon hatte er an jedem Finger zehn potentielle Partner. Helmut war verheiratet mit Bille, einem duften Mädchen aus Haltingen, deren Schwester mit Karl Knudsen liiert war, dessen Eltern einen Autozubehörladen besaßen. Helmut war einer der Ersten der in Dänemark Super-8 Pornofilme kaufte und er veranstaltete hin und wieder nette Orgien, bei denen diese Filme als Anheizmaterial benutzt wurden. Ich und Helmut, Christa und Bille, wir waren ziemlich dick befreundet und diese Freundschaft hielt nur einige wenige Jahre. Helmut widmete sich ausschließlich seinen Hobbys und seiner Familie, die im Laufe der Jahre um Nalane, Stella und René angewachsen war. Heute lebt er mit seiner Familie in Basel und belegt einen Schrebergarten neben dem Friedhof in Weil.

Ich hatte genügend Motivation meine Aktivitäten in der außerparlamentarischen Opposition fortzusetzen und ich hatte ein Wissen von den Möglichkeiten politischer Aktionen und war so zufällig zu den Jungsozialisten gekommen. Dort bot sich mir ein organisatorisches Feld, das es zu beackern galt und wo ich hoffte, mit Hilfe der fetten Tante SPD und ihrer organisatorischen Ressourcen, eine sozialistische Option in Westdeutschland entwickeln zu können. Mein Wissen, meine Erfahrungen und mein Können waren wegen meiner unterprivilegierten Sozialisation wenig entwickelt, jedoch besaß ich Mut und Willenskraft um mein politisches Engagement zu entfalten. Schnell versammelte sich um mich eine Anzahl von links orientierten jungen Arbeitern, Schülern und Studenten, die in der Lage waren Aktionen durchzuführen. Getreu dem doppelstrategischen Ziel der gleichzeitigen außerparlamentarischen Massenmobilisierung und dem Ausnützen der durch die SPD gegebenen parlamentarischen Möglichkeiten sollten antikapitalistische Strukturreformen erkämpft werden. Nach nur ein oder zwei Jahren heftiger basisorientierter Aktionen und linksradikaler Reflexion erreichte unsere kleine Gruppe ihren Höhepunkt. Die Nachrichten über unsere Aktivitäten waren bis nach Bonn gedrungen, wo das Mitglied des Bundesvorstands der Jungsozialisten, Heinz-Klaus Klopp, hoffen konnte im Wahlkreis 1972 für den Bundestag kandidieren zu können. Die Jungsozialisten im Landkreis kämpfte den

Kampf ihres parlamentarischen Lebens, doch Klopp verlor die Abstimmung der Kreisdelegierten knapp aber klar. Danach war der Frust über die Auseinandersetzung mit der autoritären, dumpf-reformistischen Führung der SPD im Bund, Land und Kreis so weit angewachsen, dass sich sehr viele Linke von dieser Art der politischen Auseinandersetzung distanzierten. Allein einige wenige Jungsozialisten in Weil und in Rheinfeldern setzten unverdrossen ihren Kampf in und mit der SPD fort., Helmut Herbst, ich war mit ihm früher zusammen auf derselben Schule wo er Redakteur der Schülerzeitung war, traf ich später wieder. Wir konnten uns herzlich amüsieren über diese hektische und letztlich politisch doch folgenlose Zeit. Wir planten für die Zeit nach der Revolution, einen Sessellift über den Tüllinger Berg zu bauen, der Lörrach und Weil verbinden sollte. Als wir uns Jahre später wieder trafen, war Helmut auf dem Weg nach Heidelberg, wo er eine Umschulung zum Industriekaufmann absolvieren wollte. Es wurde die letzte Station seines noch jungen Lebens. Mit einer Selbsttötung beendete er sein Leben. Emil Bamert, einer der letzten Lörracher Genossen der Revolte von 1968, veröffentlichte in der Alternativzeitung *Zyttig* eine Trauerrede unter der Überschrift: „Ode an Helm Herbst“. Er war einer der ersten Genossen im Landkreis, der durch sein Engagement für eine sozialistische Perspektive zu einem Pionier unserer Generation geworden war. Bamert schrieb in seinem Nachruf: „Deine politische Entwicklung ist so typisch, wie gleichzeitig atypisch für unsere Generation. Am Protest gegen die überholten Werte der Alten, im Sog der Studentenbewegung, der antiautoritären Revolte, politisierten wir uns, schärfen unser Bewusstsein. In Lörrach hast du, wie ich in Säckingen, zu den ersten Kämpfern für freie, selbstverwaltete Jugendzentren gehört, bekämpft und gehaßt von der etablierten Gesellschaft. Beim Aufbau des Lehrlingszentrums warst du führend beteiligt, bekämpft vom Lörracher DGB, warst bei den Organisatoren der Demonstration gegen den versuchten Sturz des sozialdemokratischen Kanzlers Brand Anfang der siebziger Jahre. Doch es waren nicht unsere Werte, die Freiheit und Gleichheit, die antiautoritäre Rebellion gegen die alten, überholten Werte, die in der SPD zu verwirklichen waren. Da fehlte der Blues und der Rock. Dazu hatte diese Partei eine zu lange Geschichte - die der Anpassung, des Verzichts und des Verrats. So ist dein Tod für uns auch eine späte

Niederlage der Protestbewegung. Wie dein Schulkamerad, Christian Klar, die tödlichen Waffen gegen andere Menschen richtete, so richtest du die tödliche Waffe gegen dich selbst. Dein Lachen wird uns fehlen, deine schönen Sätze, deine klugen Gedanken“. Emil Baumert war der letzte aus der 68er Bewegung der in Lörrach politisch aktiv war. Er hielt diese Rolle durch bis in die ersten Jahre im neuen Jahrzehnt. Dann war auch für ihn die Zeit in Baden abgelaufen und er emigrierte mit seiner Partnerin in den Süden Italiens.

Den letzten Rest zur Abnabelung der Antiautoritären von der SPD gab uns die Führung der Weiler Sozialdemokraten. Mit repressiven Mitteln stoppten sie die in ihren Augen gefährliche, weil radikalsozialistische Entwicklung. Besonders die Wahlveranstaltung gegen die Gefahren des neuen und alten Faschismus, sie war organisiert mit modernen Mitteln der Audiovision und im Stil der Weimarer Zeit gehalten, verprellte die frustrierten Führer der lokalen SPD. Dazu kamen Unterschriften auf einer Liste, die es der DKP erlauben sollten, sich an den Bundestagswahlen zu beteiligen. Diese Unterschriften führten zu mehreren Parteigerichtsverfahren gegen mich und Peter-Georg Köberle. Sie zerrten uns tatsächlich vor ein Tribunal, weil wir diese Liste unterschrieben hatten. Eine weitere Maßnahme zur Diversion der jungen Rebellen bestand darin, junge Akademiker einzusetzen, die an die Taktik und Strategie der Mehrheit angepasst waren. Sie zerstörten, von innen heraus, die zierliche Struktur der Melange der Gruppe die sich über Bildungsgrenzen hinweg gebildet hatte. Die Frage von Karl-Heinz Raineld, „Was verstehst du unter Sozialismus?“, provozierte meine Antwort. „Sozialismus, das ist die Form der Gesellschaft, in der daran gearbeitet wird, kapitalistische Ausbeutung und Unterdrückung aufzuheben. Sozialismus wie ich ihn begreife, das ist ein gesellschaftliches System das sich einen Staatsapparat immer weniger leisten will. Im Sozialismus wie ich ihn begreife, sind Frauen und Männer mit gleichen Rechten und Pflichten ausgestattet und die Erziehung der Kinder und Jugendlichen wird gesellschaftlich ausgeübt. Sozialismus ist dann erreicht, wenn die Arbeitenden die Kontrolle über die Produkte ihrer Arbeit haben und damit auch die Kontrolle der Arbeit und ihrer Abläufe. Sozialismus, mein lieber Karl-Heinz Raineld, das ist die Gesellschaft die nach der kapitalistischen Gesellschaft entstehen

wird. Irgendwann in der Zukunft werden sich die Leute auf die Schenkel klopfen vor Freude, wenn sie daran denken, wie dumm und ungerecht die bürgerliche Gesellschaft mit ihrer kapitalistischen Ökonomie war und wie dumm und ungerecht die Vertreter dieser Ordnung damals argumentiert hatten.“

Ich war froh darüber ihm diese Erklärung gegeben zu haben, ihm dem aufstrebenden Macher der politischen Szene im Landkreis. Rainald wurde dann später für die SPD Landtagsabgeordneter in Stuttgart, sozusagen als Dank dafür, dass er bei den erheblichen Unruhen letztlich die Anpassung an das herrschende System durchgesetzt hatte. Der Frust über die repressive Entwicklung drückte sich in der Weiler Gruppe aus in einer Hinwendung zur Wahrnehmung kultureller Ereignisse unter dem Einfluß von Alkohol oder Cannabis. Wir besuchten Veranstaltungen im Theater oder Kabarett in Basel, so sahen wir gemeinsam ein Theaterstück des irischen Literaten und Revolutionärs Brendan Behan oder wir lauschten der Stimme von Hannes Wader im Fauteuil. Kollektiv hörten wir die traditionellen Arbeiterlieder von Ernst Busch und unter der Anleitung erfahrener Studenten begannen wir mit dem Studium des Historischen und Dialektischen Materialismus. Der revolutionäre Anspruch zur Veränderung der Gesellschaft und der Aufhebung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen reduzierte sich auf die Rezeption revolutionärer Theorie und Kunst. Da die revolutionären Vorstellungen und Träume nicht in die Realität umzusetzen waren, landeten wir bei der Säuberung eines Spielplatzes. Als Gruppe nahmen wir frühzeitig vorweg, was dieser Bewegung insgesamt bevor stand. Jedoch hat der rebellische Aufbruch meiner Generation mein Leben vom Kopf auf die Füße gestellt. Plötzlich hatte ich eine philosophische und politische Orientierung, plötzlich hatte ich Gefühl dafür, wohin ich zu gehen hatte. Ich spürte die Kraft die von Bewegten ausging und hatte Mühe mein neu erlangtes Bewusstsein nicht wieder zu verlieren. Mit Hilfe von Genossen und Genossinnen und gedüngt mit den permanenten Repressalien erwuchs in mir ein Hippy, ein romantisierendes, aber politisches Blumenkind. Die im Rausch und der Ekstase erfahrenen Dimensionen des Bewusstsein katapultierten mich, auch mit den Beschreibungen von Tim Leary und Albert Hofmann in eine neue Umlaufbahn spiritueller Erfahrungen. Ficken und Saufen, Revolution und Spaß, dass waren die Eck-

pfeiler meiner neuen, lustbetonten Ideologie. Bis dahin war ich ein gedankenloser Leser von Bild, „Wegen des Sportteils“, wie ich mir suggestiv immer wieder einreden wollte. Die Antwort war „Nimm doch den *Kicker*“, was ich ab dann auch für kurze Zeit tat. Außer der Pflichtlektüre der deutschen Klassiker in der Schule, hatte ich keinerlei Kontakt mit der modernen Literatur. Heine, Brecht, Enzensberger, Grass oder Böll und alle anderen Autoren der Gegenwart waren für mich bis dahin sozusagen Fremdwörter. Politische Theorie, Fragen des Systems und der Psychologie waren mir ebenso völlig fremd: Ich hatte keinerlei Bewusstsein über die Gesellschaft in der ich lebte, weder von der Formation die dieser vorausgegangen war, noch von der die noch kommen könnte. Also erhoffte ich von dieser Literatur Antworten auf meine Fragen. Meine ersten Versuche mußten scheitern, weil ich nicht das Stehvermögen, nicht das nötige Wissen und nicht genügend Ruhe und Zeit hatte, um anspruchsvolle Literatur aufnehmen zu können. So entstand nach und nach eine Reihe mit Büchern im eingebauten Regal in der Schrankwand. Ich kam wenig dazu, mich hinzusetzen und ein angefangenes Buch auch zu Ende zu lesen. Nach dem Zerfall der Basisgruppe und vor dem Sprung nach Freiburg war ich in einer verzweifelten Situation. Ich trank zuviel, kiffte und ich nahm hin und wieder kleine Pillen aus Lysergsäurediäthylamid. Diese Mischung war brisant. Einige andere im Ort waren auf einem ähnlichen Trip. Sex and drugs and rock'n roll war die Devise und ich gab mir was ich vermißte. Ich vögelte so gut ich konnte, das war nicht viel aber immerhin verschaffte es mir hin und wieder Erleichterung. Ich kotzte, lechzte und vergrub mich in meinem Schmerz, ich sah Christa vögeln mit dem und mit jenem meiner angeblichen Freunde oder auch Genossen. Es war mein Ende und ich fühlte es genau. Ich war allein. Völlig allein. Mitten unter Menschen, die ich zum Teil seit Jahren kannte, die mich interessierten die ich interessant fand. Doch eine Lösung gab es nur in der Auflösung, in der Flucht vor dem Unbeweglichen der deutschen Seele in der kleinen Stadt.

*

Meine kleine Tochter entwickelte sich prächtig und vier Jahre nach ihrer Geburt kam mein Sohn Roderich dazu. Nina sollte nicht als Einzelkind aufwachsen müssen. Die beiden Kinder sollten nun mit Hilfe eines modernen Erziehungsprogramm aufgezogen werden und ich bemerkte nach sehr kurzer Zeit, dass meine Vorstellungen von Erziehung nicht praktikabel waren. Ich scheiterte mit der Erziehung der beiden Kinder, bevor ich damit begonnen hatte. Christa hatte mich sich selbst zu tun, so das die beiden Kinder oft in die Obhut der einen oder der anderen Großmutter gebracht werden mußten. Diese Entwicklung wurde von meiner Mutter mit großer Skepsis und der ihr eigenen Fähigkeit zur Sorge registriert und sie forderte mich ultimativ auf, Nina an sie zu übergeben, Roderich sollte zu den Linzers. Damit wären die Probleme beendet. Was wir als Eltern dazu zu sagen hatten, war für sie nicht von Interesse. Ich lehnte ihr Ansinnen empört ab und verkrachte mich ordentlich mit den Eltern. Ihr Vorschlag erschien mir unglaublich brutal und ich verstand überhaupt nicht wie sie zu einer solchen Einstellung gelangen konnten. Dies war ein Angriff auf mein Selbstverständnis, auf meine Ehre und ich begann allmählich zu hassen. Diese Gesellschaft, ihre Familien, ihre Geschichte und ihre Gegenwart erschienen mir unglaublich abstoßend. Die brachiale Dialektik zwischen Zerstörung und Aufbau überforderte meine intellektuellen und emotionalen Fähigkeiten und ich drehte durch, ich implodierte. Die äußere Disziplinierung hatte so stark auf mich eingewirkt, ich fand kein Ventil für die angestauten Gefühle der Frustration und der Wut. Baader und Meinhof und andere waren bereits aktiv geworden und ich sah dort den Hass, den ich bei mir so klar und eindeutig nicht sehen konnte. Von Anfang an war mir klar, dass ich mit meiner Geschichte und mit meiner Verfassung am bewaffneten Kampf nicht teilnehmen konnte und wollte. Ich musste einen anderen Weg gehen, um dem Krieg der Klassen die Ehre meiner Beteiligung geben zu können. Kurz bevor ich meinen Heimatort verlassen konnte, hatte ich eine Affäre mit Ursel Römgartner begonnen, die ich während meiner politischen Aktivitäten im Kreisvorstand der Jungsozialisten kennen gelernt hatte. Mit ihr zusammen wollte ich auch meinen politischen Vorstellungen für außerparlamentarischen und basisdemokratischen Kampf nach gehen. Zufällig erhielt ich aus München eine Publikation der „Aktion Unabhängiger Deutscher“ in die Finger,

worin vor den Gefahren der Nutzung der Atomenergie gewarnt wurde. Im speziellen wandte sich diese Schrift gegen den geplanten Bau eines Atomkraftwerks in Schwörstadt am Rhein. Dieser Ort, er liegt zwischen Rheinfeldern und Bad Säckingen am Hochrhein, war von den Managern der Atomindustrie und der christdemokratischen Landesregierung in Stuttgart für die Errichtung eines Atommeilers auserkoren worden. Zusammen mit Oleg, einem weiteren Genossen der Jusos und einem engagierten Lehrer aus Schwörstadt bildeten wir daraufhin die Basisgruppe „AGAS - Aktionsgemeinschaft Gegen das Geplante Atomkraftwerk in Schwörstadt“. Wir schrieben und verteilten Flugblätter mit aufklärenden Inhalten und riefen auf zum Widerstand gegen diese todbringende Industrie. Die Verantwortlichen in Industrie und Politik ließen später dieses projektierte AKW fallen und konzentrierten ihre Planungen auf den kleinen Ort Wyhl am Kaiserstuhl. Das ist dann eine andere Geschichte, von der ich erst später erfahren sollte, als ich in Freiburg war. Ursel war gelernte Krankenschwester, arbeitete aber als Arzthelferin und sie hatte eine Tochter aus ihrer Ehe, im Alter von Nina. Sie war eine mutige junge Frau, deren Leben von den etablierten Bürgern der kleinen Industriestadt mit Ablehnung und Hass verfolgt wurde. Unter diesem Druck griff sie immer wieder zu allen möglichen Rauschmitteln und versank schließlich in einem Sumpf von Paranoia und Selbstmitleid. Hals-Über-Kopf war ich aus der ehelichen Drei-Zimmer-Wohnung im elften Stock im Gleiwitzerweg mit Sack und Pack in das kleine Haus eingezogen, in dem sie mit ihrer Tochter Meta und ihrer Mutter lebte. Bei einigen Freunden von Ursel erlebte ich zum ersten Mal aus nächster Nähe das Elend mit Heroinsüchtigen - in kurzer Zeit starben mehrere Jugendliche an dieser gewalttätigen Droge. Nach wenigen Wochen fühlte ich mich unwohl in dieser Konstellation, packte meine Sieben-Sachen und fuhr mit meinem silbergrauen Coupé zurück nach Weil und nach einigem hin und her war Christa auch wieder bereit mich aufzunehmen. Ich übersah die Jacke die einer ihrer Liebhaber im Flur hängen gelassen hatte und versuchte nun mein auseinander driftendes Leben krampfhaft zusammen zuhalten. Nach wenigen Wochen wurde mir der Boden unter den Füßen in der ehelichen Wohnung wieder zu heiß und ich packte erneut meine Klamotten und zog das zweite Mal zu Ursel nach Rheinfeldern. Wieder war der Ford voll beladen mit

Kleidung, Büchern und Schallplatten - ich hatte immer nur das nötigste dabei - und glücklicherweise war Ursel sehr froh mich wieder zu sehen und wir erlebten herrliche Tage am Hochrhein. Doch ich konnte es vor mir und allen anderen nicht mehr verheimlichen, ich musste erneut zurück zu Christa. Das unentschlossene hin und her zwischen den beiden Frauen, zwischen Weil und Rheinfeldern, hatte mich an den Rand meiner bescheidenen Existenz gebracht und ich überlegte flüchtig ob ich diesem Elend nicht einfach ein Ende machen sollte. Ich sollte oben auf dem Waidhof meinen Wagen gegen einen Baum setzen, Schluß machen, Schluß mit dem Elend in dem ich lebte, vorbei mit der Seelenqual. Weil ich das Leben liebe, ließ ich mich am Leben und suchte statt dessen das Gespräch mit Christa. Sie erklärte sich bereit mich wieder in der Wohnung aufzunehmen, unter der Bedingung, dass der mittlerweile angelaufenen Scheidungsprozess gestoppt würde und das ich mich einer psychotherapeutischen Behandlung unterziehen sollte. Diesen Bedingungen hatte ich damals, bedrückt und schweren Herzens, aber hoffnungslos, zugestimmt. Ich wollte die momentane Qual beenden, damit ich mich endlich darauf konzentrieren konnte, was mich wirklich interessierte.

Ich war ohne jegliche Perspektive, ohne Zuversicht, ohne Grund und Boden, wußte nicht wo ich herkam, was ich tat und wohin ich wollte. Meine Krise verschleppte sich immer weiter, ohne das ich wußte was eine persönliche Krise ist. Ich hatte eigentlich immer neidlos anerkannt, dass dieser sieben Jahre ältere Genosse mehr von der Welt gesehen hatte als ich. Er kam aus der Nähe von Göttingen, aus einer ehemals gut betuchten Familie, die durch den verlorenen Krieg völlig verarmt war. Danach lebte er einige Jahre in Berlin am Olivaer Platz und von dort verschlug es ihn nach Weil und Basel. Er ging mit seinem Wissen und den Quellen dieses Wissen ganz offen um und erzählte vom *Kursbuch* und der *Frankfurter Rundschau* die man unbedingt lesen musste, wenn man den Anspruch hatte, informiert und links zu sein. Außerdem war er derjenige der von der unverzichtbaren Lektüre von Gedichten berichtete, besonders die Gedichte von Brecht und der Kaschnitz lagen ihm am Herzen. Das Brecht-Gedicht vom *Apfelböck oder die Lilie auf dem Felde* hatte es ihm so angetan, dass er in der Lage war einige Strophen auswendig aufzusagen. Seit einigen Monaten war er in

Freiburg in einem Kurs des katholischen Kolpingwerks, und bei einer erfolgreichen Prüfung war berechtigt zum Studium für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen. Der Kurs begann einmal im Jahr im Spätsommer und endete mit der Prüfung an einer Pädagogischen Hochschule in Baden-Württemberg. Um diesen Kurs belegen zu können musste ein entsprechender Schulabschluss und Berufserfahrung nachgewiesen werden und eine Eingangsprüfung wollte bestanden sein. Alles dies berichtete Ravers und war sicher wie er das anschließende Studium finanzieren könnte. Seine Antwort war lapidar und genial zugleich: „Ich habe einen Betriebsrat gegründet und bekomme jetzt von der Gewerkschaft ein Stipendium.“ Er beschrieb das Leben in Freiburg in den buntesten Farben und ich bemerkte dass meine Sehnsucht nach einem Studentenleben in Freiburg wuchs. Ich wusste, ja, dass ist es, dass ist meine Chance auf die ich lange warten musste. Jetzt konnte ich zugreifen, jetzt konnte ich meinem kleinen und engen Leben eine entscheidende Wende geben. Bei der Schokoladenfabrik Schuchard musste ich gehen, weil einem ehemaligen SS-Offizier, der dort als Verkaufsdirektor das Sagen hatte, meine sozialistische Agitation nicht gefiel. Der Assistent des Direktors soll schon zu Nazi-Zeiten an seiner Seite gestanden haben. Nach diesem sehr kurzen und zweifelhaften Vergnügen als Untergebener eines ehemaligen SS-Offiziers, ließ ich mich von der Firma Franz Oler GmbH in Lörrach als Verkaufsleiter beschäftigen.

Ich setzte mich mit der Gewerkschaft in Verbindung und beratschlagte die Gründung eines Betriebsrates. Schnell fand ich Mitstreiter und wenige Wochen später war ich stellvertretender Betriebsratsvorsitzender im neu geschaffenen Gremium. Der Eigentümer, Franz Oler, war außer sich vor Wut über meine Unverschämtheiten, wie er es nannte, aber er musste klein beigeben, juristisch war alles perfekt. Mit dieser Aktion hatte ich eine der wichtigsten Voraussetzungen erfüllt, um von der gewerkschaftseigenen Stiftung ein Stipendium zu erhalten. Ich hatte mich sozusagen glücklich gemacht.

*

Meine Eltern waren über meine Entwicklung völlig überrascht. Sie konnten nicht verstehen wieso und weshalb ihr Sohn diese Entscheidung getroffen hatte - und sie reagierten mit der erwarteten Abwehr. In ihren Augen vollzog sich die Entwicklung ihres Sprößlings in für sie nicht voraussehbaren Sprüngen, dessen Start, Flug und Landung, sie zwar beobachten konnten, jedoch blieb es für sie brotlose Akrobatik, ohne jedweden vernünftigen Untergrund. Unzufrieden und als Menschen durch die Fabrikdisziplin beleidigt und um existentielle Möglichkeiten der eigenen Entfaltung betrogen, lauerten sie, hart an der Grenze zur Ironie, über vermeintlich fehlerhafte Bewegungen ihres Sohnes. Meine Entscheidung zum Studium war für ihr schwaches Gemütsleben eine Nuance zu stark und meine Veränderungen kamen zu unerwartet, als dass sie ihrer Freude über meine Schritte hätten Ausdruck verleihen können. Im Grunde waren sie zu Bedauern, weil ihre gesamten Erziehungsbemühungen, mehr oder weniger, ohne den geringsten Erfolg geblieben waren. Sie erkannten sich in mir nicht wieder und es war so, also ob ich für sie gestorben wäre. Sie ließen dann nichts mehr von sich hören, weder Briefe noch Telefonanrufe fanden statt. Es dauerte dann Jahre bis sie mich in Freiburg besuchten. Dieser Besuch führte zu einem noch größeren Debakel, als alle anderen Debakel zuvor. Doch davon später mehr. Ich konnte an der ablehnenden Haltung meiner Eltern nichts ändern, dazu hatte ich keine Kraft, keine Zeit und auch nicht die richtige Einstellung. Ich musste jetzt meinen Weg gehen, von dem ich nicht genau wußte wo er mich hinführen würde. Ich wollte nur raus aus der Enge und raus aus dem Mief der kleinbürgerlichen Atmosphäre meiner Familie. Dieses Ziel, so weitschweifig es auch noch in meinem Kopf war, trieb mich an und gab mir Zuversicht und Halt. Die Basis meiner Ehe blieb zerrüttet, ich sah diese Entwicklung immer deutlicher und ich konnte nichts daran ändern. Meine Eltern fühlten sich in der Schuld bei mir, weil sie es ja waren die mir Christa so zu sagen ins Bett gelegt haben, wie es einer meiner Cousins leidenschaftslos bemerkte. Die ehelichen Gemeinsamkeiten waren verbraucht und neue wollten sich nicht einstellen. Wir waren zu jenem Zeitpunkt fünf Jahre verheiratet und es war offensichtlich, dass wir nicht zusammen alt werden konnten.

„Wir sollten dem bald ein Ende machen“, sagte Christa zu mir in einer ruhigen Stunde. „Solange ich noch jung bin, kann ich einen anderen Mann finden, mit dem ich glücklich werde.“

Ich sagte nichts, schwieg wie oft und machte mir meine Gedanken, die in dieselbe Richtung gingen. Schluß machen, aufhören mit diesen permanenten gegenseitigen Quälereien. Doch allein diese Gedanken versetzten mich in eine depressive Stimmung. Ich wollte und konnte mir nicht vorstellen die Kinder zu verlassen und sie vollständig dem zweifelhaften Einfluß ihrer Mutter auszusetzen. Ich liebte die beiden aus ganzem Herzen und tatsächlich brauchte ich auch ihre Zuneigung. Ihre Liebe und ihre Lachen hatten mich verzaubert und glücklich gemacht. Zum ersten Mal wurde ich um meiner Selbst willen geliebt. Ich fühlte mich lebendig, rund und ohne Angst. Doch wurde mir bewusst, dass diese Form der Liebe mir nicht angemessen war. Es war die Liebe meiner kleinen Tochter und meines kleinen Sohnes die ich empfangen konnte und die ich erwiderte. Ich war dadurch auf den Geschmack gekommen, wußte, dass es mir möglich war zu lieben und gleichzeitig geliebt zu werden. Doch alle meine Bemühungen blieben im chaotischen Zustand hängen und ich wurstelte in Angelegenheiten des Gefühls weiter wie gehabt. Aus der Presse wußte ich, dass die sozialliberale Regierung eine Reform der Ehescheidung plante und ich setzte auf diese Karte und wollte erst dann die Scheidung einreichen, wenn vor Gericht nicht mehr nach dem Schuldigen gesucht würde. Ich wollte nicht vor ein Gericht ziehen und ich wollte dort schon gar keine inquisitorischen Befragungen zu meinem Intimleben. Das nicht auch noch. Es reichte mir schon, dass ich die Scheidung angehen und mich dieser juristischen Prozedur unterziehen musste. Bereits einmal in meinem Leben hatte ich, wegen des unseligen Verkehrsunfalls, vor Gericht erscheinen müssen und das war mir nicht gut bekommen. Außerdem hatte ich gehört, dass ein Scheidungsverfahren einem Klinikaufenthalt gleicht, bei dem man einer Gehirnwäsche unterzogen wird. Die einzige wirkliche Veränderung zu der ich mich aufraffen konnte war die, dass ich meine Affären und Liebschaften öffentlich auslebte. Mittlerweile hasste ich die Geheimnistuerei, die Versteckspiele so derart, dass ich sie aufgeben konnte. Wurde früher noch Gruppensex durchexerziert, um eine Öffnung aus der kleinbür-

gerlichen Beengung zu erreichen, so ging es mir nun darum, so wenig wie möglich zu verheimlichen. So entwickelte sich zwischen mir und Gitta eine heiße Liebschaft, zu der ich mich ganz offen bekannte. Doch mit einer Ehefrau und mit einer Geliebten allein, waren meine Bedürfnisse nicht zu sättigen. Ich brauchte zwischen allen diesen festen Beziehungen auch noch kleine Episoden, in denen ich mein Gefühl des Selbstwertes bestätigt bekam. Bedauerlicherweise waren alle diese Frauen äußerst unzufrieden mit meinen Leistungen im Bett. Kein Wunder, ich war ein miserabler Liebhaber, verklemmt, ängstlich und mutlos. In Liebesangelegenheiten trieb ich in einem Fahrwasser, das ich nie übersehen konnte, da ich nicht wußte wo der Ursprung war und wo das Ziel. Mir ging es um die Überprüfung meiner sexuellen Attraktivität und bei diesen Unternehmungen lernte ich Frauen kennen, die mich glücklich und unglücklich machten. Glücklich, weil ich einen gewissen Ausgleich fand für meine Gefühle der Unterprivilegierung und unglücklich deshalb, wenn ich fühlte das meine sexuelle Befreiung noch gar nicht stattgefunden hatte. Ich liebte Christa nicht und sie liebte mich nicht. Mir erschien das Ganze als eine oberflächliche Beziehung, nichts wesentliches und doch Ausdruck einer ungeheuer strengen Pflicht. Wir wurden verheiratet, weil die Angst und die Panik vor einem unehelichen Kind größer waren als die Vernunft. Sie war schwanger, so viel stand fest, und ich hatte gerade den Unfall hinter mir. Die Lage war perfekt für diese Eheschließung.

Ich bat Christa sich zu setzen. „Ich muss mit dir reden. Ich habe mich auf unsere Ehe eingelassen als hätte ich nichts damit zu tun. Als ginge mich das gar nichts an, was da geschieht. Die Familie kümmerte sich um das Hochzeitsfest und um die Wohnung und um alles andere was damit zusammen hing. Ich musste nur noch ja sagen und ich war ein verheirateter junger Mann von gerade mal 22 Jahren, du ein Jahr jünger. Ich schloß diese Ehe aus Pflichtgefühl, aus Tradition, und weit entfernt von Gefühlen der Liebe. So ist auch der Alltag abgestanden und melancholisch.“

Sie guckte mich mit ihren blauen Augen ganz fassungslos an und wollte gerade erwidern, doch da legte ich richtig los,

„Ich soff zu jener Zeit jede Menge Alkohol und war so auf einem Weg der mir jeweils auf unterschiedliche Weise aber doch, von Onkel Karl väterlicherseits und On-

kel Hermann mütterlicherseits vorgegeben wurden. Auch meine Probleme waren nicht zu lösen und nicht zu ertragen, also ersoff ich sie in Bier, Wein und Schnaps. Sex war sowieso nur unter dieser Vorgabe zu haben, für mich und auch für dich. Nach wenigen Monaten suchte ich sexuelle Abenteuer und als du nach der Geburt von Nina wieder auf den Beinen warst, gingst auch du wieder auf die Pirsch, zusammen entweder mit Ilona Eler oder mit Eleonora Vater. Wenn ihr unterwegs gewesen seid, habt ihr getrunken und getanzt, während ich mit den Ehepartnern dieser Freundinnen ähnliches erlebte“. Ihr Gesicht erhellte sich und ich fühlte es war geschehen. „Du hast recht, wir sollten Schluß machen“, antwortete sie mit bitterernster Miene. Ich triumphierte innerlich, ließ mir meine riesige Freude nicht anmerken und sagte lapidar: „Ich werde in einem halben Jahr nach Freiburg ziehen und dort studieren.“ Mit meinem widersprüchlichen Verhalten war mein Ansehen und mein Ruf vor Christa und vor den Kindern völlig im negativen Bereich. Da war es nicht ausgeblieben, dass sie vor mir und meinen Plänen keinerlei Achtung mehr besaß. Ich war ihr lästig geworden mit meiner Unentschiedenheit, meiner Gleichgültigkeit ihr und den Kindern gegenüber. Sie verspürte keine Spannung mehr zu mir und Sex war zu einem müden und seltenen Ereignis zwischen uns geworden. Auch sie hatte aus einer zu engen Kindheit heraus noch einiges an Erfahrungen nach zu holen. Zu jener Zeit war sie gerade über beide Ohren verliebt in einen jungen Gitarristen, der ihr zu Füßen lag. Wenn ich für einige Tage die Wohnung verlassen hatte, zog er ein, spielte Gitarre und kümmerte sich dann auch ab und an um die Kinder.

Wieder und wieder träumte ich den Angsttraum von Krieg und Vernichtung, von Strömen von Blut, von Männern die sich töteten ohne sich je kennen gelernt zu haben. Ich war in diesem Alptraum ein Soldat im Häuserkampf oder wahlweise Kommandeur eines Panzers. Ich sah zerstörte Häuser, verstümmelte Leichen und konnte dem nicht entfliehen. Immer wieder hatte ich diesen Traum träumen müssen und wußte nicht weshalb. Schweiß gebadet wachte ich wieder und wieder auf, sah mich um. Alles war noch da, das Bett auf dem ich lag, mein Schreibtisch stand am Fenster. Traurig, aber doch froh endlich die Entscheidung zur Trennung von Christa getroffen zu haben, stand ich auf. Nun wußte ich was ich wollte, was dringend nötig war. Ich

musste meinem unsteten Leben eine Wende geben. Es war so vieles schief gelaufen, wie ich es mir zuvor nicht vorstellen konnte.

*

In den ersten Monate in Freiburg kam ich unter Druck, weil das Studium meine gesamte Aufmerksamkeit und Zeit in Anspruch nahm. Meine Eltern waren überhaupt nicht begeistert davon und beschimpften mich übel. Ich setzte mich über alle diese Hemmnisse hinweg, wollte das Studium und ich war bereit durch den tiefsten Sumpf zu steigen, war bereit zu kämpfen, so als ginge es um mein Leben. Später erschien mir diese Beharrlichkeit als Ausdruck einer versammelten Konzentration, als Ausdruck eines starken Willen oder einer Besessenheit zum Fortkommen. Ich wollte keiner sein, der in einem Büro rum sitzt und dazu noch schlecht bezahlt wird. Ich freute mich unbändig darauf Student zu sein, denn dort wollte ich mich befreien von der Enge und der unglücklichen Ehe. Wollte frei sein vom andauernden eifersüchtigen Gezerre. Ich wollte keine Beziehung mehr, die mir die Luft zum atmen nahm, die mich bei lebendigem Leib einsargte und die mich und alles was mir heilig war, auf lautlose Art und Weise tötete.

In der Freiheit angelangt ließ ich Kopf- und Gesichtshaare wachsen, veränderte meine Kleidung und sah bald so aus, wie ich mir gefiel. Keine Krawatte drückte mir den Hals zu und kein Anzug verkleidete mich. Letztlich waren das die Vorboten dessen was dann später von mir zu erwarten war. Als junger Mann hatte ich mich auf harte Schulbänke setzen und lernen müssen. Hier und jetzt kam es darauf an alles zu geben und zu zeigen was ich konnte. Ich war motiviert bis in die Haarspitzen, ich hatte einen Weg und ich hatte ein Ziel. Ich war so energisch und so zupackend wie ich mir es in meinen besten Träumen immer vorgestellt hatte. In Freiburg war ich mitten in die gesellschaftlichen und politischen Widersprüche der westdeutschen Gesellschaft geraten. Ich hatte ein neues Kapitel in meinem Leben aufgeschlagen. Für den Guerillakampf war ich nicht fähig und auch nicht bereit, nicht nur weil meine geistige und emotionale Konstitution Illegalität nicht ausgehalten hätte. Die Heimlichtuerei, die

sich Subversion, Konspiration oder Illegalität nannte, erschien mir mehr als pubertärer Ausdruck unverarbeiteter persönlicher und politischer Erfahrungen, als das ich darin ein Projekt hätte erkennen können, dass zu einer gerechten und humanen Zukunft hätte führen können. Die Aktivitäten des politischen Untergrundes als auch die Reaktionen des Staates, machten mich zum Spielball und degradierten mich zum Objekt. Bei den politischen Diskussionen war die Angst vor Spitzeln mit Händen zu greifen und die daraus resultierende Zersetzung radikaler Strukturen war als schleichender Prozess erfahrbar. In einer der frühen Schriften der RAF wird ein Teil ihres Kampfes so beschrieben, dass dem „deutschen Staat seine faschistische Fratze aus dem Gesicht gebombt werden sollte.“ Das faschistoide der westdeutschen Gesellschaft sollte sichtbar machen, wo es doch darum geht den deutschen Faschismus und seine Auswirkungen auf die Deutschen zu verstehen, zu verarbeiten und sie dann zu bekämpfen gilt. Der bewaffnete Untergrund hatte sich abgenabelt von den rebellischen Massen der Revolte von `68 und verkam zu einer blutigen Liquidationsorgie einer Gruppe junger Frauen und Männer. Sie erschossen Mitglieder der führenden Gruppen der herrschenden Klasse, doch an der bedrückenden sozialen und politischen Realität änderte sich nichts. Die Sicherheitsorgane des deutschen Staates haben sich am bewaffneten Untergrund der Linken letztlich den Schliff gegeben, den sie benötigten um in die Moderne vorzustößen. Über die Verschärfungen der Strafjustiz wurde die radikale und revolutionäre Linke zersetzt und letztlich auch ausgeschaltet. Die in Deutschland traditionell nicht ausreichend vorhandene Bereitschaft sich spontan und radikal zu verhalten hat durch den illegalen Fanatismus keine Unterstützung erhalten. War es sogar konterrevolutionär, was sich da zeigte? Ging es darum die eigenen destruktiven Potentiale nach außen zu kehren um sich los zu machen von generationsbedingten Verstrickungen?

*

Der autoritäre Umgang mit radikalen Kritikern der Gesellschaft und des Staates hatte ein Muster, das auch während des Studiums auftauchte. Als außerparlamentarischer

Linker war mir diese Dimension bewusst, weil ich von der repressiven Praxis der Berufsverbote wußte. Meine Studienfächer waren Geschichte und Soziologie und hier fühlte ich mich in meinem Element, hier konnte mein Kopf auf Hochtouren arbeiten. Die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung hatte ich mir ausgesucht und dafür las ich Texte von Helga Grebing und Wolfgang Abendroth. Doch immer wieder kamen mir meine Ängste in die Quere, weil ich mich davor fürchtete, dass die Professoren meine radikale Gesinnung entdecken würden und dass sie mich dafür exmatrikulieren würden. Ich hatte keine Ahnung wie man seine Gedanken und Vorstellungen so äußern konnte, das solche Gefahren nicht aufkommen konnten. Alle meinen akademischen Unternehmungen war so immer wieder von Ängsten dominiert, gegen die ich kein Rezept wußte. Ähnlich war es auch beim Kapital-Lektürekurs im Institut für Soziologie. Die Sitzungen dieser Treffen waren regelmäßig überlaufen und ich saß da mit meinen vielen Fragen und hatte keine Antworten. Die Zwischen-Prüfung erstreckte sich über mehrere Tage, in denen mündliche und schriftliche Aufgaben zu lösen waren. Die schriftlichen Prüfungen absolvierte ich mit einer gewissen Gelassenheit, da konnte ich Formulierungen überlegen und aufschreiben, von denen ich annehmen konnte, dass sie nicht ohne weiteres gegen mich zu verwenden waren. In den mündlichen Prüfungen hatte ich solche vermeintlichen Freiräume nicht mehr und ich fühlte mich den Prüfern hilflos ausgeliefert. Reaktionäre Prüfer wie Wiclef Boster spürten meine Vibrationen auf und schossen sich darauf ein. Er fragte mich in der mündlichen Geschichts-Prüfung ob ich die Ansicht vertreten könne, Hitler habe Charisma ausgestrahlt. Ich wies diese Einschätzung empört zurück und auf die Frage Bosters, wo ich das denn her hätte, antwortete ich ihm, das ich daß bei Helga Grebing gelesen hätte. Was für eine freche Lüge. Aber während der Prüfung konnte mir niemand das Gegenteil beweisen und ich rutschte damit gerade so durch. Der Co-Prüfer machte diesem unwirklichen Spiel ein Ende und verlagerte den Inhalt der Prüfung auf andere Felder. Ich fühlte wie mir der Schweiß ausbrach. Ich hatte Ängste auszustehen, als ich draußen auf dem Flur saß und auf die Bekanntgabe der Note wartete. So schlimm wie ich es befürchtet hatte, kam es dann nicht und ich bestand diese Prü-

fung. Man erlaubte mir weiter zu studieren und ich war übergücklich und schwebte für einige Zeit auf Wolke Sieben.

Ich, der Arbeitersohn der bis vor kurzem fast ausschließlich im alemannischen Dialekt Zuhause war, und der die deutsche Sprache im wesentlichen als eine Hochsprache ansehen musste, ich war nun Student geworden. Nun interessierten mich Themen wie Theorie und Praxis der Revolution, Faschismus und Antifaschismus und ab da musste ich sehen wie ich allein weiter kam. Ein Hauptseminar war angeboten worden, über die Philosophie von Herbert Marcuse. Ich traute meinen Augen nicht, als ich es im Vorlesungsverzeichnis las. In der Politischen Buchhandlung *Jos Fritz* kaufte ich die Luchterhand-Ausgabe von *Der eindimensionale Mensch* und damit ausgestattet saß ich einmal in der Woche eifrig im Seminar. Ich las regelmäßig, hörte die Angaben des Professors über die Literatur die er voraussetzte und ich ließ mich davon beeindrucken. Zu meiner großen Überraschung schwiegen die meisten der anwesenden Studenten zu den brisanten Ausführungen. Nach und nach ließ ich mich auf einen langanhaltenden Disput mit dem Professor ein und schaffte es tatsächlich, dass dieser respektheischende ältere Herr die Fassung verlor. Ich befürchtete danach, dass ich wegen meiner Diskussionsbeiträge und meines Verhaltens, keinen Schein erhalten würde. Doch am Ende des Semester, ich hatte den ausgefüllten Seminarschein in der Hand und legte ihn vor, gab er mir seine Unterschrift mit der Bemerkung, ich hätte so gut mitgearbeitet. Diese Wendung am Ende des philosophischen Seminars versetzte mich in einen wilden Taumel, von dem ich mich nur mühsam wieder befreien konnte. Von da ab fühlte ich mich den Anforderungen des Studiums ohne weiteres gewachsen. Wer als Anfänger einen Hauptseminarschein erhalten konnte, dem war mehr zu trauen, als reines auswendig lernen. Da es für meine anderen Interessen keine ausreichenden Angebote gab, wurde mir das Studium nach wenigen Semestern zu einer klägliche Nebensache und ich stürzte mich in die Hochschulpolitik und in die außerparlamentarische Bewegung und dort wurde die spontaneistische Linke zu meiner neuen politischen und sozialen Heimat. Mit ihnen konnte ich mich freuen, lachen und glücklich sein wenigstens für Stunden. Die unbekümmerte Art und Weise der Auffassung der politischen Arbeit, war für Jahre ein besonderes Faszinosum, dem ich voll-

ständig erlag. Studium und Widerstand, möglichst wohnhaft in einem besetzten Haus und beteiligt an einem selbstverwalteten Unternehmen, das war die Mischung aus dem sich radikale Träume in jenen Jahren zusammen setzten. Man blieb unter sich, kümmerte sich wenig um die ganz große Politik, wenigstens nicht mehr jeden Tag oder jede Nacht und versuchte den Unterschied zwischen klitoralem und vaginalem Orgasmus zu verstehen. Ich verstärkte mein politisches Engagement im Kampf gegen das geplante Atomkraftwerk am Rhein in Wyhl, wobei mir die Schwörstädter Erfahrungen dabei zu gute kamen. Ich blieb dabei bis zum Ende der Pläne der Atomlobby und der baden-württembergischen Landesregierung, für ein Atomkraftwerk am Rhein in Wyhl. Ich war bei der legendären Erstürmung und Besetzung des von der Bereitschaftspolizei gesicherten geplanten Baugeländes. Jedenfalls fühlte ich mich durch die aktive Teilnahme am Kampf gegen das Atomprogramm in Wyhl als Sieger. Ich genoß diesen Triumph wie keinen zuvor. Welche Dynamik des Erfolges eine gut organisierte Erhebung doch haben konnte. Die Niederlage die die Anti-Atombewegung in Brokdorf einstecken musste, konnte den Gefühlen eines großen Triumphes nichts anhaben. Den Anfängen naturverbundener Engagements in Baden, waren rebellische Aktivitäten von Elsässern vorausgegangen, die gegen ein geplantes Chemiewerk in Marckolsheim am Rhein kämpften. Dieser Bauplatz war kurzer Hand von Bauern, Winzern und Jugendlichen besetzt worden und auch dort hatte der militante Protest Erfolg: Das Chemiewerk wurde nie gebaut - zumindest nicht an dieser Stelle. Der Erfolg ist der Vater des Sieges und die Mutter der Schlacht. Die autoritäre Landesregierung in Baden-Württemberg wurde damals noch angeführt vom Freiburger Hans Karl Filbinger, einem ehemaligen Richter der NS-Marine, der im Mai 1945 ein Todesurteil gegen den Matrosen Martin Gröger durchgesetzt hatte. Nachdem diese schändlichen Informationen über Filbingers faschistische Vergangenheit publik geworden waren, hatte die Basisgruppe *Linke Liste*, für die ich ins Studentenparlament gewählt worden war, in einer spektakulären Aktion die Universität in Martin-Gröger-Universität umbenannt. Selbstverständlich konnten sich der Rektor und die Hochschullehrer mit dieser Umbenennung nicht anfreunden und so blieb diese antifaschistisch motivierte Aktion ohne weitere sichtbaren Folgen.

Ein anderes Betätigungsfeld war der Kampf um bezahlbare Wohnungen. Daher beteiligte ich mich an Hausbesetzungen in der Rempartstraße und schließlich das Dreisameck und trotz des Erfolges lernte ich dabei die Durchsetzungskraft des Staatsapparates zu fürchten. Diese rebellischen Aktivitäten in der Stadt, mußten unter anderen Vorzeichen gesehen werden. Hier war es nicht so ohne weiteres möglich eine breite und schlagkräftige Mobilisierung von Mietern zu organisieren. Die Menschen in der Stadt sind entfremdeter, isolierter und ängstlicher, als auf dem sogenannten flachen Land. Dazu kam, dass die Eigentumsfrage zu den zentralen Fragen der kapitalistisch dominierten Stadt gehört und das deshalb die Reaktionen der Herrschenden tiefgreifender und entschlossener durchgeführt werden. Für meine Mühen bei allen diesen politischen Kämpfen wurde ich entschädigt mit Freundschaften zu Frauen und Männern. Ich durfte dabei erleben, besonders bei den Festen, dass ich ein elementarer Bestandteil dieser linken Szene geworden war. Mein zentraler Anlaufpunkt war der Politischen Buchladen *Jos Fritz*, an dessen Aufbau ich selbst mit Hand angelegt hatte, für den ich als Buchhändler auftrat und an Büchertischen wichtige Literatur unter das studentische Volk brachte. Mir erschien meine Unrast, mein bedingungsloser Einsatz für die Sache der Linken ein Trost für meine emotionalen Verluste. Dass mein Einsatz für das Studium darunter litt, daran mochte ich nicht im geringsten denken. Es wäre mir als grenzenloser Egoismus vorgekommen, wenn ich mich an solchen Gedanken festgehalten hätte. Der größte Einbruch in meine linksradikale Dynamik brachte die kritische Solidarität mit den gefolterten Gefangenen des bewaffneten Untergrundes. Als im Herbst 1977 Ensslin, Baader und Raspe in ihren Zellen im siebten Stock des Hochsicherheitstraktes in Stuttgart-Stammheim tot aufgefunden worden waren, war ich bereit meine Trauer und kritische Solidarität gegen den Staatsapparat und seine affirmatorischen Medien öffentlich unter Beweis zu stellen. Am Morgen des Tages an dem die Beerdigung auf dem Stuttgarter Waldfriedhof angesetzt war, machte ich mich mit einer kleinen Schar von Genossinnen und Genossen auf den Weg über den Schwarzwald. In Stuttgart angekommen, sah ich den Friedhof umstellt von einem Heer von schwerbewaffneten Polizisten. In diesem Augenblick war mir klar, dass ich und die anderen Trauergäste in eine Falle des Apparates gelaufen wa-

ren. Die Toten waren in einfachen Holzkisten bestattet. Ein Vermummter rief, nein er brüllte aus Leibeskräften, dass am Leichnam der Meinhof das Gehirn heraus genommen worden war. Eine Tatsache die erst über 20 Jahre später verifiziert wurde. Ein Vertreter des Kommunisten Bundes sagte im Namen seiner Organisation einige Sätze des Beileides und der Empörung, bevor ein Pastor die Einsegnung vornahm. Beim Abmarsch der Trauernden wurde der Teil von der Polizei zusammen geknüpelt der nach Stuttgart hinunter marschiert war. Die andere Hälfte der Trauerenden, die Richtung Westen gingen, wurden durch eine Straßensperre der Polizei gestoppt, an der die Ausweise überprüft wurden. Nun war ich mir völlig darüber im klaren, dass ich nie in den Staatsdienst würde kommen können. Nicht mit meiner Geschichte und schon gar nicht mit einer staatlich festgestellten Teilnahme an dieser Trauerfeier. Für mich begann an diesem Tag ein neues Kapitel. Um Erfahrungen reicher und um Illusionen ärmer, reiste ich deprimiert und ängstlich wieder zurück nach Freiburg. Mittlerweile hatte ich im Studentenwohnheim am Flückigersee ein Zimmer gefunden. Hier fühlte ich mich wohl unter lauter Studenten auch aus Afrika, Asien oder Amerika oder von anderswo. Diese internationale Atmosphäre beflügelte meine kulturellen Phantasien die ich in vollen Zügen genießen konnte.

*

Ich war erschöpft und fühlte mich ausgelaugt, brauchte dringend einen Erholungsurlaub. Da bot es sich an, dass ich mich einer Männergruppe anschloß, die in der Nähe des Gardon bei Avignon, einen zweiwöchigen Urlaub verbringen wollten. Die meisten waren Kommilitonen und Genossen aus der Basisgruppe, mit denen ich mich dann tatsächlich auf den Weg machte nach Südfrankreich. Dort angekommen atmete ich tief durch, ließ die blütengewürzte Luft in meine verrauchten Lungen strömen und hielt meine helle Haut in die gleißende Sonne des Südens. Ausspannen, erholen, spazieren gehen und nachdenken. In Stresssituationen hatte mir diese Variante der gehobenen Lebensführung schon öfter geholfen. Ich hatte einen neuen wichtigen Schritt unternommen, weg aus alten Strukturen und Denkweisen und raus aus eingefahren

Trampelpfaden. Ich hatte mich einer Gruppe angeschlossen und einige Tage war ich so ausgelassen wie nie zuvor, turnte sogar im Zentrum von Avignon wie ein Kraftsportler, riß derbe Witze und trank den Rotwein aus der Flasche. Morgens gab es weiche Eier, Baguette und Camembert. Es war himmlisch schön. Nach einigen Tagen tauchten in dieser gottverlassenen Gegend drei hübsche Frauen aus Amsterdam auf. Mit einem Schlag war die Szenerie der Gruppe radikal verändert. Die bisherigen Gemeinsamkeiten wurden aufgehoben und das Geschehen verlagerte sich zum Zeltplatz der Frauen. Hier sah ich genau das, was mich hierher getrieben hatte. Die Beziehungen zwischen Frauen und Männern waren krisenhaft geworden. Waren die einen nur sich selbst genug, verloren die anderen gerade deswegen den Verstand. Ich brach völlig zusammen, ich hatte einen Nervenzusammenbruch. Die Bilder die ich zu sehen bekam, rissen mir die Beine unter dem Körper weg. Ich verlor jeden Halt. Mit einem Mal war die schöne und heile Welt am Ufer des Gardons für mich zu einer Hölle geworden. Ich sah und fühlte wie allein ich war, ganz allein. Ich hatte mich vor diesem Zustand immer wieder gefürchtet, weil ich die Konfrontation mit mir selbst nicht ertragen hätte. Meine Widersprüche, meine Nachlässigkeit dort wo Strenge nötig gewesen wäre haben mich oberflächlich zu einem netten Kumpel werden lassen. Unter meiner dicken Panzerung, unter meiner vermeintlich effizienten Ebene des Scheins brodelten dicke Komplexe und andere Widerwärtigkeiten. Darunter befand sich ein Torso männlicher Unterentwicklung. Mit Frauen hatte ich mich bis dahin zusammen getan, weil sie mir, in meiner Leere, Gefühle von Trost und Geborgenheit gaben. Nun heulte ich Rotz und Wasser, konnte mich überhaupt nicht mehr beruhigen. Stundenlang saß ich, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, auf dem weichen und trockenen Sandboten. Um mich herum saßen Rolf Keppler und seine Freundin Evelyn die nachgekommen war. Ebenso Christoph Menne, von ihm erhielt ich einen Band von Theweileits Buch über die faschistischen Männer, dass ich danach mit gesteigertem Interesse in wenigen Tagen durchgearbeitet hatte. Die Lektüre dieses Buches war für mich wie eine Offenbarung meiner geschundenen Seele. In den restlichen Tagen meiner ersten Ferien seit Jahren, widmete ich mich dem dicken Wälzer, las Seite für Seite, und begeisterte mich zusehends an Theweileits Text und den abgedruckten Bil-

dern. Das literarische Bild und seine Ausformungen in Photographien über faschistische Männer, trafen mich wie ein Pfeil, der die schwarze Mitte einer Scheibe findet. Für diese Intensität war auch verantwortlich, dass ich den Autor in der linken Szene Freiburgs kennen gelernt hatte. *Männerphantasien* katapultierten mich in eine neue Dimension, einmal was mein Selbst an ging und zum anderen was mein Verständnis und meine Bereitschaft für Literatur anbetraf. In mir wuchs nun der Wunsch selbst zu schreiben, selbst Texte zu verfassen und sie abdrucken zu lassen. Der Wunsch mich schreibend mitzuteilen, ein Wunsch der von vielen anderen vor mir bereits zu radikalen persönlichen Veränderungen geführt hatte. In jenem Sommer in Südfrankreich wußte ich, dass ich im kommenden Jahr eine schriftliche Abschlussarbeit abzuliefern hatte. Mein psychischer und emotionaler Zusammenbruch war also nicht nur dem Ekel der verpatzten Ehe geschuldet, sondern es war auch die Angst davor, ob und wie ich die anstehende Aufgabe lösen würde. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich in meiner angespannten Lebenssituation die Freiräume finden sollte, um kreativ arbeiten zu können. Doch ich wäre nicht ich gewesen, der es bis zu diesem Punkt geschafft hatte, der nie aufgegeben hatte, immer weiter geackert und gekämpft hatte. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich eine tiefe Erschöpfung. Ich hatte mich völlig verausgabt in meinem Bemühen großen Ziele zu erreichen und plötzlich sah ich, dass ich ohne eine wirkliche Regelung der Probleme, meiner persönlichen Probleme zu überhaupt nichts mehr fähig sein würde. Nach einigen Tagen der Erholung machte ich mich, zusammen mit einem Kameraden der ebenfalls frühzeitig zurück wollte, auf den Weg. Ich hatte es nicht mehr ausgehalten am Ufer des Gardons, zusammen mit Männern, die beim Anblick von Frauen ihren Verstand verloren. Ich fühlte die Erleichterung die durch mich strömte, als ich im Auto saß und Richtung Deutschland fuhr. Ich hatte mir vorgenommen nach Weil zu fahren, um mit Christa zu reden, ich wollte über die Ehe sprechen, über uns. Was mich antrieb war ein Gefühl der Läuterung, der Entspannung aus der heraus ich klar denken konnte. Ich wollte Schluß machen mit allen diesen verletzenden und zerstörenden Dingen die zwischen uns lagen und ich war mir sicher, dass es mir gelingen würde sie davon zu überzeugen, dass jetzt die Scheidung ansteht. Morgens in der Frühe, kurz nach sieben Uhr, traf ich in

Weil ein. Ich klingelte brav an der Wohnungstüre, einmal, zweimal, dreimal. Nichts rührte sich. Wieder drückte ich die Klingel, ob sie vielleicht doch nicht zu Hause war? Das klingeln half nichts.

Ich rief laut: „He, schließ die Tür auf, ich bin es Hermann, ich bin aus Frankreich zurückgekehrt.“ Jetzt hörte ich leise Geräusche, dazu gesellten sich Töne, die sich wie flüsternde Stimmen anhörten. Ich traute meinen Ohren nicht. Doch da war jemand in der Wohnung. Oder waren es mehrere?

Minuten waren vergangen, als ihre Stimme durch die Türe drang. „Ich bin gleich so weit, ich muss mich erst anziehen, dann öffne ich Dir die Tür“, antwortete sie.

Wieder hörte ich leise Stimmen, Füße die sich bewegten und schließlich hörte ich ein Geräusch, als würde jemand vom Balkon aus, auf die Erde springen.

„Ich komme ja schon“, rief sie erneut und endlich ging die Tür auf. Wir standen uns gegenüber, atemlos, distanziert und voller Schuldgefühle. Die Situation war völlig klar, sie hatte Besuch und dieser Besuch hatte sich so eben über den Balkon verabschiedet. Für mich wirkte dies wie eine kalte Dusche nach dem Aufstehen. Ich war hellwach und völlig deprimiert, stammelte noch etwas von einem Gesprächswunsch, ließ das aber unter dem Druck des gerade Erlebten fallen und fuhr völlig fassungslos nach Freiburg.

In der folgenden Nacht träumte ich wieder diesen Angsttraum von Krieg und Vernichtung, von Strömen von Blut, von Männern die sich töteten ohne sich je kennen gelernt zu haben. Ich war in diesem Alptraum ein Soldat im Häuserkampf oder wahlweise Kommandeur eines Panzers. Ich sah zerstörte Häuser, verstümmelte Leichen und konnte dem nicht entfliehen. Immer wieder hatte ich diesen Traum träumen müssen und wußte nicht weshalb. Schweiß gebadet wachte ich auf, sah mich um. Alles war noch da, das Bett auf dem ich lag, mein Schreibtisch stand am Fenster. Traurig, aber doch froh endlich frei zu sein, stand ich auf. Nun wußte ich was ich wollte, was dringend nötig war. Ich musste meinem unstillen Leben eine Wende geben. In Freiburg war wieder so vieles schief gelaufen, was ich mir zuvor nicht vorstellen konnte. Der Umzug war mir zwar gelungen, weil ich eine unbändige Sehnsucht spürte, raus zu kommen aus der Enge und der Heuchelei der Kleinstadt. Ich hatte so viele Prob-

leme zu lösen gehabt, dass ich gar nicht bemerkte, dass ich in das gleiche Fahrwasser geraten war, dass ich vermeintlich verlassen hatte. Die radikale Ablehnung meiner Schritte zu einem Neubeginn, die ich von meinen Eltern erfahren musste, machte mir mehr zu schaffen als ich es mir eingestehen wollte. Sie hatten sich, nach dem ich bereits seit mehreren Jahren in Freiburg lebte, endlich auf den Weg gemacht um mich zu besuchen. Als ich ihnen die Tür öffnete, stieß Mutter einen spitzen Schrei aus, rief „Nein, da gehen wir nicht rein, da sieht es ja aus wie in einer Räuberhöhle“. Die beiden drehten sich auf dem Absatz um und verschwanden mit ihrem Auto aus Freiburg. Ich war geschockt. Wie konnten mir meine Eltern nur so etwas antun. Ich hatte mich alleine durchgeboxt, hatte alle möglichen Jobs angenommen, um ja die Existenz zu sichern. Meine Eltern versagten mir jede ideelle oder finanzielle Hilfe. Ich arbeitete als Taxifahrer und Bürobote, ich musste mir also keine Vorwürfe machen, ich tat was ich tun konnte. Jetzt, vor meinem ersten ausführlichen Text für den Studienabschluss, benötigte ich zusätzliche Hilfe. Doch die Situation mit den Eltern war so verfahren, dass von dort keinerlei Hilfe zu erwarten war. Also ging ich zum katholischen Hilfswerk, und beschrieb dort Professor Roby meine Notlage. Von ihm erhielt ich ein kleines Darlehen, dass es mir erlaubte über die nächsten Wochen und Monate zu kommen. Als dieses aufgebraucht war, wandte ich mich an das Studentenwerk Freiburg, bat dort ebenfalls um ein Darlehen. Man gewährte mir meinen Antrag, falls ich einen Bürgen aufbringen würde. Ich fragte meinen Cousin Rolf, der sich bereitwillig zeigte. So schaffte ich es das Examen ablegen zu dürfen.

*

Friedrich Engel war mit Sack und Pack aus der Schweiz nach Freiburg gezogen, zusammen mit Beate und der ersten Tochter Sandra. Beate und er hatten sich in Aachen ineinander verliebt und nach dem Abitur zogen er und die schwangere Beate in die Schweiz. Friedrich hatte da einen Job als Aushilfskellner angenommen und konnte so

seine Familie ernähren. Bei der Zentralen Vergabestelle hatte er sich um einen Studienplatz für das Lehrerstudium in Freiburg beworben. Mit diesem gutaussehenden und intelligenten Mann aus einer Aachener Arbeiterfamilie verband mich eine über viele Jahre andauernde Freundschaft. Wir hatten uns während des Studiums kennengelernt, als wir gemeinsam Seminare in Geschichtswissenschaft besuchten, und beide hatten wir mehr vom Studium erwartet, als man bereit war uns zu geben. Er war zwei Semester länger Student, dafür war ich einige Semester länger auf der Erde. Das glich sich im Laufe unserer Freundschaft immer mehr aus. Ich sah ihn zum ersten Mal im Mensengebäude auf der Treppe zum Erdgeschoß. Da stand er mit seinen langen braunen Haaren, er trug seinen obligatorischen Parka, und er trug in seinem linken Arm ein kleines Mädchen, seine Tochter Esther, wie es sich später heraus stellen sollte. Studierende Väter waren damals gerade im kommen und er war bei den ersten, wie ich. Er war Leiter der Zelle der Kommunistischen Hochschulgruppe, der Studentenorganisation des Kommunistischen Bundes Westdeutschland und lebte in Tiengen. Regelmäßig betreute er die politisch eingestellten Studenten des Faches und dazu gehörten regelmäßigen Hausbesuche, bei denen er über die politische Situation im besonderen und im allgemeinen sprach. Ich fühlte mich ziemlich gut bei diesen Treffen, weil ich da das machen konnte, was ich damals äußerst gerne tat: diskutieren. Obwohl ich wußte, dass ich niemals einer autoritären Partei beitreten würde, diskutierte ich mit ihm über den KBW seine dogmatische und autoritäre Theorie und Organisation. Mit dieser neostalinistischen und maoistischen Organisation, und auch mit allen anderen dieser Couleur, hatte ich nichts am Hut. Die Besuche von Friedrich fand ich sympathisch und herausfordernd, dass war es dann aber auch. Ich besuchte Friedrich in Tiengen, er wohnte dort mit Beate seiner Frau und mit seinen beiden Töchtern Sandra und Esther in einem umgebauten Bauernhaus, mit einem kleinen Garten. Seit jener Zeit waren wir in Freundschaft verbunden. In dieser Freundschaft ging es auf und ab, hin und her, doch die Bande rissen nie. Die Freundschaft mit ihm ist mir auch insofern wichtig, als damit eine wichtige und entscheidende politische Richtungsänderungen meines Lebens verbunden ist. Er hatte die maoistischen Hochschulgruppe KHG von innen her erlebt und fand auf Grund dieser Erlebnisse den Ausstieg aus einem

Sumpf, der sich als revolutionär, kommunistisch oder eben marxistisch-leninistisch bemäntelte. Ich hatte erlebt wie rigoros diese Organisation mit Kritikern in den eigenen Reihen umgingen, wie sie mit Fäusten und Fußtritten Andersdenkende malträtierten. Mein Freund Jakob, Jude und chilenischer Genosse der MIR, war einer ihrer Opfer, und ich sah wie er an einer 1. Mai-Demonstration physisch angegriffen wurde, weil sie so einen wie ihn nicht auf dieser Demo sehen wollten. Nein, vom KBW wollte ich nichts wissen. Ihre Anhänglichkeit an die Beschlüsse des Zentralkomitees der KP Chinas empfand ich abstoßend und hielt das für politisch falsch. Ich wollte aus den bestehenden Kräften der Linken, eine demokratische und revolutionäre Einheitsfront bilden, in der alle Widersprüche und Meinungsunterschiede im Streit friedlich ausgetragen werden sollten, bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der bestehenden Differenzen. Ich war zu jener Zeit Mitglied im Sozialistischen Bund und im Sozialistischen Büro Offenbach geworden, und ich las die Monatsschrift *links*. Zusammen mit der Lektüre der Monatszeitschrift *Arbeiterkampf* des Kommunistischen Bund und dem *info* der *Berliner Undogmatischen Gruppen* erhielt ich linksradikale Informationen und baute darauf meine politischen Vorstellungen auf. Friedrichs Abschlussarbeit setzte sich mit dem Anteil und der Rolle der Anarchisten im Spanischen Bürgerkrieg auseinander. Neben der Literaturarbeit hatte er dafür ein Interview mit Augustin Souchy geführt, der damals wieder in München lebte. Zusammen mit einem Freund, er hatte Friedrich den Weg zu Souchy geebnet, fuhren die beiden nach München. Friedrich erzählte mir ausführlich und durch meine neugierigen Fragen noch angestachelt, sehr lange von seinem Zusammentreffen. Souchy so berichtete Friedrich, er ist „Lenin noch begegnet“. Durch Friedrichs Wandlung von einem politischen arschloch zu einem vernünftigen und liebenswerten Mann und Genossen ließ ich mich anstecken. Er machte mir Mut, mich selbst zu verändern und ich griff dankbar zu. Das Feuer der Freiheit, das Feuer des Lichts und das Feuer des Herzens hatte mich ergriffen. Später las ich, Koestlers *Sonnenfinsternis*, dass er mir schenkte und noch später, las ich das Buch, dass ich schon bei ihm Regal stehen sah, von Augustin Souchy, *Vorsicht Anarchist*.

Friedrich war der liebenswerteste und charmanteste Spring-ins-Feld den man sich vorstellen kann. Nachdem wir in der Zasiusstraße in einer Männerwohngemeinschaft zusammen gelebt hatten, lebte er danach am Rande Freiburgs, zusammen mit Margitta, seiner Lebensgefährtin und den beiden Töchtern in einem eingequetschten Reihnhaus. Zuerst lebte er dort mit einigen Frauen, das ging nur wenige Monate gut. Dann zogen diese Frauen aus, Margitta zog ein und unterem Dach war eine Wohnung untervermietet an eine geschiedene Frau aus der linken Szene Freiburgs. Er wollte die beiden Töchter besser erziehen, als das was er an sich erlebt hatte. Sie kamen in eine antiautoritäre Kindertagesstätte und danach wollte er, dass die beiden in die Walldorfschule kommen. Seine Sorgfalt und Vorsicht im Umgang mit den Töchtern, sind an dieser Entscheidung für die Walldorfschule abzulesen. Ich war damals der Meinung, dass die Kinder in eine öffentliche Schule gehören, Privatschulen fand ich irgendwie abstoßend.

Friedrich ging durch sein Berufsverbot vor die Hunde und ich konnte nichts dagegen tun. Es war so als wäre eine unsichtbare Wand zwischen uns gewesen, die mich daran hinderte die Intensität dieser Freundschaft zu erkennen. Ich hatte keine Vergleichsmöglichkeiten. Wir waren uns nahe gekommen und wir behielten diese Nähe. Es lag auch ein großer Anteil dieser Freundschaft im Erkennen des eigenen beim anderen. Lange Zeit dachte ich, es sei unsere ähnliche soziale Herkunft - sein Vater und seine Mutter waren ebenfalls Arbeiter - die die Nähe produziert. Doch im Laufe der Jahre begriff ich, dass wir uns gerne mochten, dass unsere Freundschaft gewachsen war. Er war für mich ein fester Anlaufpunkt in meinem Leben, wir teilten unsere Ängste, unseren Humor, und auch die Ironie über die widerwärtigen Verhältnisse in Deutschland und wir teilten die Auswirkungen der Mächtigen und der Zeit auf unser Denken und Handeln. Es war eine Freundschaft zwischen zwei Männern, wie es selten möglich ist. In jenen Jahren der Loslösung von den Idealen der Jugend verlor er die soziale Orientierung. Er durfte nicht so leben wie er es gerne getan hätte und wofür er eigentlich studiert hatte. Er durfte seinen erlernten Beruf als Geschichtslehrer aus politischen Gründen nicht ausüben. Seine Arbeit als Autoverkäufer ermöglichte ihm eine bescheidene Existenz und er suchte verzweifelt Auswege aus seinem Dilemma. Einen

Ausweg schienen die Frauen darzustellen. Ihnen sprach er Möglichkeiten zu, die er an sich schmerzlich vermißte. Sie konnten ihre Gefühle verstehen, was ihm schwer gefallen war. Er hatte bis dahin mehrere Liebesbeziehungen zu Frauen, nacheinander oder gleichzeitig. Ich hatte den Eindruck er müsse etwas aufholen, er hätte zu wenig Zeit und vor allem keine Muße. In Friedrichs Sprache war seine Atemlosigkeit zu vernehmen, er sprach in sehr schnellen Satzfolgen und machte kaum Pausen. Sein Lachen war laut und herzlich, mit offenem Mund. Sein Leiden unter der politischen und sozialen Unterdrückung war zu sehen und zu fühlen. Er hatte resigniert, er spürte sein Alter und er wollte es nicht wahrhaben. Sport und da das Fußballspiel, war sein Zuhause. Ich habe einmal mit ihm in seiner Mannschaft gespielt und ihn so in Aktion erleben können. Er spielte als ginge es noch immer darum, den Gegner zu überspielen und zum Torerfolg zu kommen. Es waren nur die „Alten Herren“, also Männer bei denen keiner jünger als Dreißig sein darf und dennoch war sein Leistungsgedanke und seine Bereitschaft zum Wettkampf ungebrochen. Und in so einem Spiel hat es meinen Freund erwischt, er hatte einen Zusammenbruch durch Herzstillstand. Bis die Rettung da war, war sein Gehirn zu lange Zeit ohne Versorgung geblieben. Irgendwann später hat sein Herz den Strapazen nicht mehr standgehalten und er starb endgültig, in seinem Geburtsort Aachen. Es war ein riesiger Schock, den die Nachricht ausgelöst hatte. Ich hatte kurz zuvor eine Therapie bei einem Psychoanalytiker begonnen und fand dort Möglichkeiten meine tiefe Trauer zu verarbeiten. Ich weine um ihn, immer wieder und wenn es sein muss, noch einmal. Seinen beiden Töchtern stehe ich bei. Sie besuchen uns, mit ihren Freunden oder allein und wann immer sie Zeit oder Lust haben. Es ist kein Happy-End, wir haben die Chance genützt die wir hatten. Wir sind uns ohne weiteres darin einig, dass wir diesen Mann nie vergessen werden. Sein Name wird immer wieder in unserer Runde genannt werde. Diese Erinnerung wirkt wie Trost, wirkt wie Wasser für den Dürstenden unter der Sonne. Sein Tod hat mich tief getroffen und lange Zeit wollte ich es nicht wahrhaben, wollte ich nicht zugeben, dass sein Tod das Ende aller unserer Gemeinsamkeiten ist.

*

Seit damals habe ich mein Leben radikal verändert, habe Werte und Anschauungen über den Haufen geworfen, mich verabschiedet von Theorien und ihren Ansätzen, von Systemen und ihren Apologeten. Ich sah mich mit mir selbst konfrontiert, und in ausweglosen Situationen stand ich mir auch schon mal selbst im Weg. Bis ich erkennen konnte, dass ich mir einen großen Teil meiner Niederlagen selbst zufügte, verging viel Zeit, in der ich Leid und Schmerz erfahren musste. Ich wollte meine Ziele erreichen und musste einsehen, dass der Bereich in dem ich mich befand, dass dieser Bereich die Verkörperung bestimmter ethischer und sittlicher Werte verlangte. Diese Werte konnte ich allein nicht ableiten aus Theorien über Logik oder Systematik, ich musste sie selbst erfahren an Geist und Körper. Ich litt wie ein verprügelter Hund, und es wollte kein Ende nehmen. Ich war umgeben von Andeutungen und Halb- und Viertelwissen. Jeder wußte mehr über mich, als ich selbst. Damit begann meine aufrichtige Achtung vor Anderen. Ich wurde respektvoll, höflich und entgegenkommend. In der selben Zeit passierte mit mir etwas ganz merkwürdiges. Ich bemerkte wie meine Phantasie anschwell. In dem Maße und in dem Umfang wie ich Respekt und Achtung vor meinen Mitmenschen bewies, mobilisierten sich phantasievolle Vorstellungen über mich und mein Leben. Ich brach auf wie eine Blütenknospe in einer lauen Nacht im Mai. Ich lebte wieder, ich lachte wieder, ich war voller Glück in meinem Herzen. Nichts konnte mir standhalten. Ich fühlte mich unbesiegbar. Ich sah keine Gegner mehr, nur noch Freunde? Ich erkannte mich selbst nicht mehr in meinem Gegenüber, weil ich wie zu einem Monolithen versteinert war. Ich saß im Olymp meiner Selbstgroßzügigkeit, blickte gnädig auf die Sterblichen und gönnte ihnen hin und wieder meine Aufmerksamkeit. Ich hatte mich selbst zu einem Mann gemacht, dachte ich, bis mein Sockel zu bröckeln begann. Erst hörte ich, nur leise, Sand unter meinen Füßen knirschen, doch dann fühlte ich die ersten Abbrüche. Der Sockel erodierte. Ich konnte mich nicht mehr halten, fiel herunter und lag im Dreck.

*

Endlich war nun die Scheidung eingeleitet, aber der Fortgang der juristischen Dinge stockte. Dieses Mal ging ich auf Nummer Sicher und ging um meiner Selbstwillen, ging weil ich nicht mehr anders konnte, weil es sinnlos ist eine Ehe oder Beziehung aufrecht zu erhalten, die nur noch auf dem Papier steht. Ich wollte frei sein von dieser Frau und dieser Ehe, mit der mich nichts verband. Nach der römisch-katholischen Morallehre war dies nicht erlaubt. Ich hatte vor dem Altar das Eheversprechen gegeben und nun musste ich es brechen. Aber war das Versprechen nicht längst gebrochen, von Anfang an und von beiden Seiten? War nicht das dogmatische Urteil unwirklich, also nicht tauglich für die Realität und nicht für alle? Ich hatte geheiratet weil ich mich dazu gezwungen sah, weil die Faktizität der Schwangerschaft keinerlei Diskussionen zu ließ. Es war eine Ehe die ich aus Pflichtgefühl eingegangen war und nicht aus romantischen Gefühlen der Liebe. Die wenigen Gefühle der Sympathie waren längst erloschen und kein Phönix stieg aus dieser Asche auf. Ich war bis dahin einer verklemmten Moral ausgeliefert, die ich verinnerlicht hatte und die dem Seelenzustand des kleinen Ortes im südwestlichen Westdeutschland entsprach. Erst nach dem ich aus Südfrankreich zurückgekehrt war, konnte ich den endgültigen Schlußstrich ziehen. Ich lebte mit einem Druck auf meiner Seele, nun konnte ich frei aufatmen, ich war befreit. Still, aber doch lustvoll, so wie es meine Art ist, genoß ich diesen Schritt in die Selbstbestimmung. Ich fühlte, ohne bereits zu wissen wie solche Regungen zu verbalisieren sind, dass für mich ein neues Leben anfang. Ich war witzig, spontan und bereit zum hören und sehen. Doch der Deutsche Herbst war angebrochen und ich hatte Mühe meine neue Orientierung zu behalten. Dies gelang auch nicht. Ich fiel und fiel und fiel ohne Ende, in meinem blauen Bademantel, meinem Bart und meinen langen, aber lockigen Haaren. Zehn Jahre linksradikale Dynamik waren an ein Ende gekommen. Ich saß auf den Trümmern meiner Überzeugungen und trauerte um versäumtes Leben.

*

Ich hatte Jahre gebraucht um mich in der deutschen Sprache sicher zu fühlen. Dass führte über die politische Arbeit seit 1968 und erst das Selbststudium der Kritischen Theorie und der Arbeiterbewegung machte mir klar ob und wie ich mit der Sprache der Deutschen umgehen kann. Die Sprache war das Tor durch das ich schreiten konnte, um die Wissenschaft mit ihren Abstraktionen zu entdecken. Hier wollte ich mir die geistige und soziale Kompetenz erarbeiten, um das Denken und Handeln von Menschen beurteilen zu können. Dazu musste ich ein wissender und gebildeter Mann werden. Meine Sprechprobleme blieben jedoch erst einmal bestehen. Noch dachte ich im Dialekt und ging arbeitsteilig vor: Kam einer der Deutsch sprach, sprach auch ich Deutsch. Sprach jemand Dialekt, sprach auch ich Dialekt. Mein Sprechen wurde so funktionsgerecht, weil ich so sprechen konnte, wie es die Situation erforderte. Eines der Bücher das ich mir gekauft hatte, beurteilte den Charakter nach dem äußeren Bild eines Menschen. Ich habe dieses Buch nie gelesen, nur durch geblättert, so wenig wie ich die anderen fünf oder sechs Bücher gelesen habe, die ich am Beginn meiner literarischen Interessen gekauft hatte. Doch genau dieser psychologische Weg der Erkenntnis, ist ein Weg der von sich selbst weg führt, weg von der Analyse und der Kritik am eigenen Selbst. Doch davon hatte ich nun wirklich keine Ahnung. Ich meinte und ahnte damals oder ich behauptete einfach nur, ich wüßte Bescheid. Ich hatte Mühen und Entbehrungen auf mich genommen, um auch nur einer Spur von Identität nahe zu kommen. Ich hatte von zu Hause keine sichtbaren Anlagen mitbekommen, hatte nur meinen wilden Wunsch nach Verwirklichung durch Veränderung meines Selbst. Dazu musste ich die gewohnte Umgebung aufgeben und nach Freiburg ziehen. In die nächste größere deutsche Stadt. Weiter ging mein Horizont nicht. Ich hatte mich bereits bei der politischen Arbeit und während des Studiums darin geübt vor Zuhörern Deutsch zu sprechen. Doch diese Sprechversuche waren reine Gewaltakte, bei denen der Wunsch der Vater des Gedanken war. Ich mischte mich dann ein, wenn ich emotional so aufgeladen war, dass ich das Gefühl hatte ich platze gleich und dieses Platzen war dann die Form in der ich meinen Mund öffnete und sprach. In diesen Momenten wurde mir bewusst wie sehr ich im Kopf lebte, wie sehr ich die Trennung von Geist und Körper verinnerlicht hatte und ich war davon überzeugt, dass es gut ist

meinen Mund aufzutun und zu sagen, ja heraus schreien was mir auf dem Herzen lag. Dieser körperliche Einsatz und die Auswirkungen der Literatur auf mich Selbst führte mich zu dieser Grenze, die ich überschreiten konnte. Doch ich vergaß mich dabei selbst, vergaß meine Vergangenheit und meine Zukunft. Ich der Halbgebildete, der Subalterne probte den Aufstand gegen die Tradition und die Bewahrung. Ich wollte gehört werden mit meinen Anliegen, wollte einer sein auf den man hört, dem man zuhört, weil er etwas fundiertes und wichtiges zu sagen hat. Dazu musste ich die heiligen Hallen der Wissenschaft durchlaufen, ich der Arbeitersohn aus dem tiefsten Süden der Republik, wollte aufsteigen. In Freiburg angelangt war ich erst einmal da wo ich sein wollte. Ich war unter Genossen und Kommilitonen, ich war einer von ihnen. Revolutionäre en masse waren zu erleben. Ich demonstrierte ohne Ende gegen Atomkraftwerke, §§ 129 und 88a, Kapitalismus und deutschen und internationalen Faschismus. Auch in der größten Masse wollte ich noch zu sehen sein mit Transparent, Fahne oder Megaphon. Gleichzeitig fühlte ich mich dort völlig vereinsamt. Ich war noch keine Dreißig und fühlte mich zusehends elend. Meine Kräfte ließen nach, aber oberflächliche Beziehungen trösteten mich wenigstens in der Nacht.

*

Welche Bedeutung hatte der Faschismus und Rassismus der Eltern für mich? Welchen Wirkungen war und bin ich ausgesetzt? Lange bevor ich mich mit dem Hitler-Faschismus auseinandergesetzt habe, habe ich die KZ-Gedenkstätten in Dachau und in Natzweiler im Elsaß aufgesucht. Später verfolgte ich die Spuren der deutschen Faschisten in Treblinka und Auschwitz und sah dort die Überreste der fabrikmäßigen Vernichtung von Millionen jüdischer Menschen. Eine meiner Lehren ist die Kritik am männlichen, patriarchalen Selbst, ist die Veränderung meiner Einstellungen gegenüber mir selbst und meinem Gegenüber. Einen Teil der Bewegung zur kritischen Negation und zur Betonung des Subjektiven verdanke ich der Sozialphilosophie, die mich mit dem Anspruch für eine Philosophie der Subjektivität berührt hat. Wenn es denn stimmt, dass Selbstdisziplin eine geistige Gestalt dessen ist, was als Entäuße-

rung notwendig ist, dann heißt das für mich nichts anderes als die Hinwendung des Subjekts an ein ihm Fremdes, in dem ich erst meine Freiheit finden kann. Ich habe dieses Fremde auch in mir gefunden. Meine Entäußerung ist so auch ein dialektischer Prozess der Verinnerlichung und Selbstbesinnung, um die Entwicklung der Subjektwerdung zu initiieren, um zu mir selbst zu kommen. Dieser Prozess der Reflexion subjektiver Erfahrung hat als Voraussetzung auch eine Form von Naivität, die ihre Fähigkeit zur Selbstbesinnung offen legt. Es gilt also die Verdinglichung des Bewusstseins zu hinterfragen, aufzulösen und neu so zu strukturieren, um Widerstand zu ermöglichen. Die herrschende Logik gibt vor Menschen zu bilden und bricht sie meist nur. Die daraus resultierende politische Bewußtlosigkeit zeigt sich darin, dass sie ihr Maß am Tatsächlichen findet. Also an einer Faktizität der Objektivierungen, die nur durch das Lebenselement von freien Geistern zu erwecken ist. Zu einem denkenden und handelnden Subjekt werden, dass war das Ziel meines Weges. Einer der Stolpersteine war mein Verhältnis zu Autoritäten. Lange Zeit hatte ich nur mit brachialer Gewalt auf sie reagieren können, dann wieder ignorierte ich sie, je nachdem wie es mir gerade in den Kram passte. Diese psychische Struktur war eine Triebfeder für meine Begeisterung für die Antiautoritären. Dort erfuhr ich was es heißt, die Angst zu überwinden und für die eigenen Vorstellungen und Werte einzutreten, zu argumentieren, zu kämpfen und seien sie auch noch so verquer. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie und der Weg zu dem Ziel das sich immer wieder vor meinen Augen aufgebaut hat, ist Loslösung von der Familie sozusagen als Preis für die Entwicklung weg von dem ungeschriebenen Gesetz „Einmal Arbeiter immer Arbeiter“, und als Sohn eines Fabrikarbeiters und einer Fabrikarbeiterin bin ich doppelt an meine Herkunft gebunden und auf der anderen Seite steht die Verpflichtung zur eigenen Klasse, zu den Aufgaben eines Intellektuellen als natürlichem Verbündeten der Arbeiterklasse zu stehen. Niemand in der Familie hat mich längerfristig annehmen können, bei niemanden konnte ich Rat einholen oder mich einfach nur ausruhen. Ich hätte das alles auf einmal nötig gehabt. Doch ich hatte mich in unbekanntem Gewässern verirrt, sah kein Land und keine Leute, war wie ein Seemann ohne Navigation, ja wie ein Seemann ohne Schiff. Woher sollte Hilfe kommen, von wem oder durch was? Meine Not hätte

nicht größer sein können. Doch ich entwickelte meine alte Fähigkeit, die ich vermeintlich an mir entdeckt hatte, die Fähigkeit zu kämpfen. Wenn ich das Gefühl hatte, ich kann nicht mehr, nichts geht mehr, dann mobilisierte ich ungeahnte Kräfte.

*

„Ich liebe die Sprache, und die Literatur ist mein zu Hause. Deshalb macht es mich traurig und wütend, mit ansehen zu müssen, wie man die Sprache vergewaltigt und in Ketten legt, wie Sprachgefängnisse aufgebaut werden und Sprachwaschanlagen wie Pilze aus dem Boden schießen. Die deutsche Sprache verarmt. Mit jedem Tag rücken wir der Sprachlosigkeit näher“, sagte sie mit einer klangvolle Stimme die mich sofort verzauberte. Ihre flinken Augen sahen mich an, sie gestikulierte ein wenig mit ihrer rechten Hand, in der sie zwischen Zeige- und Mittelfinger eine Zigarette fest hielt. Ich kannte sie flüchtig vom Sehen, wußte nichts von ihr. Sie stand vor mir in ihrer knallengen Jeans, ihrem selbstgestrickten Pullover und den hennaroten lockigen Haaren so als hätte ich sie mir gerade ausgedacht. Aber sie war real, bis in die Haarspitzen. Ich wußte nicht einmal ihren Namen und war fasziniert von ihr. Ich wollte oder ich konnte mich ihr nicht nähern, obwohl sie unmittelbar vor mir stand. Wir befanden uns im Roten Keller am Münsterplatz in Freiburg. Die Diskothek war von Anfang an mein Anlaufpunkt wenn sich die Nacht über Freiburg legte. Dann tauchte ich in diesem Lokal auf, hörte Musik, stand an der Wand und sah die Bewegungen der Tänzer. Ich hatte ihre Bewegungen beobachtet, sah wie sie tanzte. Sie war schön, sehr schön, zu schön um wahr zu sein, für mich. Ich war schüchtern und gehemmt und ich fürchtete mich davor, sie könnte mir ansehen, wie zerschlagen und gedemütigt meine Seele war. Deshalb versteckte ich sie vor allen anderen. Ich bestimmte weitgehend wann, wen und warum ich jemanden sehen wollte. Jetzt stand diese weibliche Erscheinung vor mir und ich war so angetan von ihr, dass ich kaum einen Ton aus mir heraus brachte. Sie störte das wenig, während sie weiter erzählte von ihren Erlebnissen. Ich hätte ihr noch sehr lange zuhören können, aber die Gruppe mit der ich da war, wollte aufbrechen und als Fahrer musste ich mich sputen. Zum Abschied küßte und umarmte

ich diese schöne Unbekannte und ab diesem Augenblick war ich von ihr verzaubert. Von diesem Augenblick an, begann meine Liebe für diese unbekannt junge Frau zu wachsen. Ich fühlte etwas Glückliches und Frohes in mir erklingen, vielleicht waren es meine guten Seiten, die jubelten. Ich wußte es nicht, weil ich eine großen Liebe nur aus dem Kino kannte. Ich war gefangen in einem Käfig, von dem man kaum hätte sagen können, ich habe ihn mir selbst gezimmert. Falls ja, wäre ich wahrscheinlich glücklich gewesen, dass mir ein solches Stück gelungen war. Nein, wie auch immer, ich fühlte Gefühle, die sich nicht einordnen und die ich nicht endgültig zur Seite schieben konnte. Als ich ihr dann in der Wohngemeinschaft in der Zasiusstrasse im Flur gegenüber stand, hatte ich schon das Gefühl wir würden uns bereits seit sehr langer Zeit gut kennen. Sie, eine zierliche Erscheinung, mittelgroß, runde Augen, wohl geformte Lippen und eine gertenschlanke Figur. Ihre Stimme war tief und verführerisch geformt wie eine Sonate von Mozart. Mit ihr kam ich höher, bekam etwas zu sehen und etwas zu hören. Ihr Zauber half mir über die schlimmsten Abgründe hinweg, furchtlos und stetig kam ich voran. Wer war sie? Wie hieß sie? Wo kam sie her mit ihrem knackigen Hintern der in eine knatschenge Blue Jeans passte, ein riesiger Pullover darüber und die Füße in braunen Stiefeln.

E N D E